

N12<526703823 021



18 021

ubTÜBINGEN



ub Tübingen

Jahrbuch des Vereins für die
Evangelische Kirchengeschichte
Westfalens

Zwanzigster Jahrgang 1918



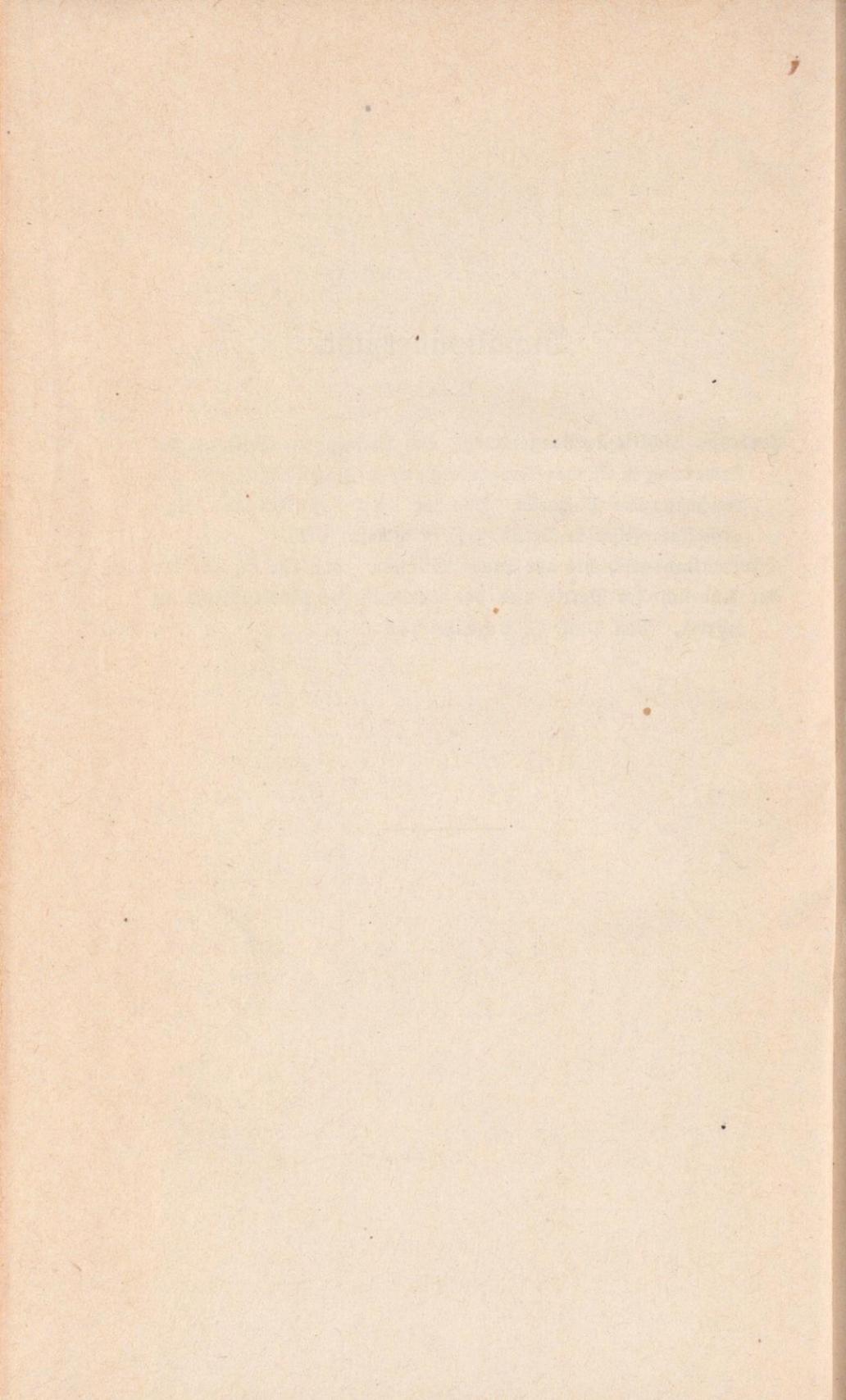
Druck und Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

GK 4261

Inhaltsübersicht.

Seite

| | |
|---|-----|
| Carl von Tschirschky-Boegendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der Erweckung in Minden-Ravensberg und zur Familiengeschichte des Reichskanzlers Michaelis. Von Lic. Cajus Fabricius, Universitätsprofessor in Berlin, z. Z. in Münster i. W. | 1 |
| Reformationsgeschichte der Stadt Münster. Von Dr. K. L. Löffler | 92 |
| Der Abbruch der Petri- und der Verkauf der Marienkirche in Hörter. Von Prof. G. Schumacher | 130 |



Carl von Tschirschky-Boegendorff.

Ein Beitrag zur Geschichte der Erweckung in Minden-Ravensberg und zur Familiengeschichte des Reichskanzlers Michaelis.

Von Lic. Cajus Fabricius, Universitätsprofessor in Berlin,
z. Z. in Münster i. W.

Am Grabe.

Bei der kleinen Weserstadt Blotho, nicht fern der Westfälischen Pforte, erhebt sich ein breiter, ragender Rücken, der Winterberg genannt. Bauern beackern den Boden und wohnen auf ihren einsamen Höfen unter hohen, schattigen Bäumen an den Hängen und auf den Höhen des Berges. Unter den Höfen aber ist einer, der ein geheimnisvolles Heiligtum birgt. Hier liegt unter Obstbäumen zwischen Bauernhaus und Brunnen — ein einsames Grab. Bald hundert Jahre sind vergangen, seit hier ein Wanderer den Erdenlauf beschloß. Aber immer noch wird das Grab von den Bewohnern des Hofes treulich gepflegt und mit Blumen geschmückt, leise erklingt noch heute im Lande ringsum die Kunde von dem, der hier seine letzte Ruhe gefunden hat, und manch einer ist schon hinaufgepilgert, die Stätte zu betrachten und ehrfurchtsvoll des Mannes zu gedenken, von dessen Schicksal sie erzählt.

So bin auch ich zum Grab hinaufgestiegen. Mich trieb ein ganz besonderer Beweggrund: die Lebensgefährtin, die ich mir erwählt, ist vom Geschlechte dessen, der dort oben schlummert. Mit ihr und ihrer Schwester habe ich mich auf den Weg gemacht.

Es war an einem Septembernachmittag des Jahres 1917, als wir in Blotho anlangten. Wir wanden uns aus dem Menschengewimmel des Bahnhofs heraus und wanderten durch

das Städtchen hindurch. Jenseits der Häuser führte uns ein sanft ansteigender Fahrweg auf den Rücken des Winterberges. Je höher wir stiegen, desto weiter schweifte unser Blick nach allen Seiten in die Ferne. Wir schauten ins lippische Land hinein, über den glitzernden Weserstrom zur Porta hinüber und weit hinaus in die westfälische Ebene, die im goldenen Schein der sinkenden Sonne unter zerrissenen, wechselnden Wolkengebilden dunstig verdämmerte.

Nach kurzer Wanderung waren wir am Ziel. Wir traten in den Schatten uralter Buchen, unter deren grünem Laubdach ein hochgiebiges Fachwerkhaus hervorschimmerte. Und vor dem Hause lag das Grab in schlichtem Eisengitter. Dunkelrote Dahlien blühten auf dem Hügel, auf dem verwitterten Grabstein aber stand geschrieben:

HIER RUHT EIN GETREU-
ER KNECHT DES HERRN DER
UM CHRISTI WILLEN IN
DAS GEFÄNGNIS GEWORFEN
UND ALLDORT GESTORBEN
KARL V. TSCHIRSCHKY
STARB DEN 9. JUNI 1833
ALT 31 JAHR

Wir traten in das Haus, wo uns der Kolon Kiso mit den Seinen gastlich aufnahm. Er nötigte uns in die Wohnstube und bewirtete uns freundlich. Er setzte sich zu uns, und wir tauschten unsre Gedanken aus über Vergangenheit und Gegenwart. Wir gedachten des Mannes, der da draußen ruhte, und seines merkwürdigen Geschicks. Hier, in dieser Stube, hatte er am Pfingstfest 1833 seine letzte Erbauungsversammlung gehalten, hier war er mitten in der andächtigen Gemeinde verhaftet und ins Gefängnis abgeführt worden. Wir sprachen auch von dem Wohlergehen und der Tüchtigkeit seiner Nachkommen, seiner Enkel und Enkelinnen, seiner Urnenkel und Urenkelinnen, von denen zwei in unsrer Mitte saßen, als lebendige Zeugen von der Blüte seines Geschlechts. Wir gedachten besonders lebhaft auch seines Enkels Georg Michaelis,

der gerade jetzt, in einer schweren und wirren Zeit, die Last des Kanzleramtes trug.

Dann traten wir den Heimweg an. Wir gingen denselben Weg, den einst der Gefangene geführt worden war. Und vor unseren Blicken erhob sich im Vordergrunde drohend der Amtshausberg mit den Trümmern der Burg von Blotho. Da drüben war er im Gefängnis gestorben. Und von hier schweiften unsre Blicke wieder in die Weite. Da lagen die Dörfer und Städtchen, in denen Andächtige den Worten seiner Predigt gelauscht hatten. Die Sonne ging unter, und die Schatten der Nacht legten sich über Berg und Tal, über Strom und Ebene, während wir vom stillen Winterberge in das Menschengewimmel hinunterstiegen und unsre Gedanken aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurückkehrten.

Über wie hat sich denn nun eigentlich die merkwürdige Geschichte Carl von Tschirshkys zugetragen? Ich will sie der Nacht der Vergessenheit entreißen. Sie ist wohl wert, behalten zu werden, nicht nur von denen, die seines Geschlechtes sind, sondern auch von allen, welche den westfälischen Boden und seine Bewohner lieben und gern die Kunde vernehmen von dem, was sich unter ihnen ereignet hat. Und darüber hinaus wird manch einer, der das Werden der Religion oder das eigentümliche Wesen des frommen Gemüts erforscht, die Geschichte lehrreich finden. Die uralten und immer wiederkehrenden Spannungen zwischen Kultur und Religion, zwischen weltoffener Gottesverehrung und weltflüchtiger Gottversunkenheit, zwischen kirchlichem Gemeinsinn und keßerischem Individualismus finden im Leben Carl von Tschirshkys ihren typischen Ausdruck, und die Töne der Mystik, die zu allen Zeiten erklingen sind und gerade auch in der Gegenwart laut erklingen, schallen uns auf Schritt und Tritt aus seinen Worten mit elementarer Kraft entgegen. Zugleich aber bekommt sein Lebenslauf durch die besonderen Zeitumstände sein ganz eigentümliches Gepräge und seinen unerwartet tragischen Abschluß. Und noch eins ist lehrreich an dieser Geschichte. Wenn man das Leben Carl von Tschirshkys im ganzen überblickt und noch das seiner Nachkommen hinzunimmt, so bekommt man eine Ahnung von den Kräften, die geheimnisvoll die Welt-

geschichte im Innersten bewegen, und zugleich von der Art, wie diese Kräfte wirken. Gewiß, es sind nicht welterschütternde Vorgänge ersten Ranges, die wir zu berichten haben. Aber gerade das ist interessant zu beobachten, wie große Geistesbewegungen im einzelnen, im kleinen, im verborgenen wirken, und aus der Stille heraus dann wieder im großen, öffentlichen Leben ihre Macht entfalten.

So ist das Leben Tschirschkys in vieler Hinsicht merkwürdig, und sein überraschender Verlauf fordert zum Erzählen heraus. Im Laufe der Jahre hat sich denn auch schon mancher Erzähler gefunden, und man kann heute wohl ein Duzend gedruckte und ungedruckte Berichte größeren, kleineren und kleinsten Umfangs zählen. Diese Quellen sind von sehr verschiedener Art. Da stehen neben trockenen amtlichen Beurkundungen und nüchternen Aufzählungen der Thatfachen solche Erzählungen, die von kalter Verständnislosigkeit, ja von feindseliger Abneigung diktiert sind, und auf der anderen Seite wiederum solche, in denen lebhaftere innere Sympathie zu spüren ist oder kindliche Pietät die Feder führt oder fromme Dankbarkeit ein verklärtes Bild des verehrten heiligen Mannes zeichnet. Und dazu kommen dann noch — als vornehmste Quelle, an der alle anderen gemessen werden müssen — die knappen, aber inhaltschweren Aufzeichnungen von Tschirschkys eigener Hand, die uns in sein Innerstes blicken lassen und in denen jeder Buchstabe das Gepräge seines Geistes trägt. Dieser verschiedenartige Charakter der Quellen ist ebenso lehrreich und erheischt ein ebenso allgemeines Interesse wie die Merkwürdigkeit des Inhalts. Wir haben hier eine selten gute Gelegenheit, in das Werden geschichtlicher Überlieferung hineinzuschauen, und ganz besonders reizvoll ist es zu sehen, wie sich der zarte Schleier der Legende allmählich über die rauhe Wirklichkeit senkt, und wie das Bild des Menschen allmählich zum Heiligenbilde verklärt wird.

Ich habe gesammelt, was ich an Erzählungen und einzelnen Nachrichten nur irgend zu finden vermochte, und will nun versuchen, danach ein Bild zu zeichnen, in dem man die Wahrheit deutlich erkennen kann.

Erziehung zur Vernunft und Tugend.

Carl Heinrich Otto von Tschirschky und Boegendorff stammte aus einem vornehmen schlesischen Adelsgeschlecht, dessen Ahnen bereits im Jahre 1329 urkundlich genannt werden. Sein Vater, Ferdinand Leonhard von Tschirschky, war königlich preußischer Kammerherr, Domherr zu Herford, Erb- und Grundherr von Kaulwitz und Obischau, Großgraben und Stampen. Seine Mutter Marianne Charlotte war eine geborene Freiin von Lüttwitz aus dem Hause Raake. Carl wurde am 19. Februar 1802 auf dem Rittergut Kaulwitz bei Namslau geboren. Er war das zweitjüngste von mehreren Kindern. Über seine Geschwister ist uns nichts Näheres bekannt. Nur seine Schwester Henriette, die einen Freiherrn von Kottwitz in Boyadel heiratete, begegnet uns in seinem späteren Leben.

Dem äußeren Glanz des Hauses entsprach kein inneres Glück. Die Ehe der Eltern wurde schon im Jahre 1803, also gar nicht lange nach Carls Geburt, geschieden, so daß der Knabe niemals den Frieden eines glücklichen Familienlebens, sondern nur den Gram einer verstoßenen Frau kennen gelernt hat. Der Vater siedelte auf das Rittergut Peuke bei Ols über und verheiratete sich mit einer Gräfin von Nostitz, die ihm noch neun Kinder schenkte. Carl hat, so viel wir wissen, meist bei seiner Mutter gelebt, hat aber auch mit seinem Vater und dessen neuer Familie verkehrt.¹⁾

¹⁾ Die Personalien stammen aus den Kirchenbüchern von Kaulwitz und Peuke sowie dem Gothaischen genealogischen Taschenbuch (Uradlige Häuser 1916, S. 821 ff. und Freiherrliche Häuser 1904, S. 396). Daraus entnehme ich noch folgende Daten: Der Vater: geb. 29. 1. 1772, gest. Breslau 29. 6. 1842. Die Mutter: geb. 15. 10. 1771, gest. Boyadel 25. 12. 1834. Sie heirateten am 15. 7. 1794. Von Geschwistern sind ermittelt: 1. Henriette Charlotte Ernestine, geb. 17. 3. 1799, gest. 23. 8. 1850, verheiratet mit Alexander Otto Konrad Freiherr von Kottwitz auf Boyadel am 24. 11. 1820. 2. Ferdinand Ernst Leonhard, geb. in Kaulwitz 4. 9. 1800. 3. Heinrich Leonhard, geb. in Kaulwitz 12. 1. 1803, gest. im Mai 1803. Die zweite Ehe des Vaters wurde geschlossen wahrscheinlich am 20. 11. 1808. Die neun Kinder aus dieser Ehe wurden sämtlich in Peuke geboren. Der älteste Sohn (der uns später noch begegnen wird) hieß Heinrich August, geb. 16. 10. 1809. Er wurde Offizier. Von seinen Brüdern werden einige mit ihren Nachkommen im Gothaer Kalender aufgeführt.

Über den äußeren Lebensgang des jungen Tschirschky in der Zeit bis 1820 wissen wir fast gar nichts. Er besuchte die Schulen in Brieg und Ols und hat das Gymnasium zu Ols im Herbst 1817 verlassen. Das ist alles, was wir mit einiger Bestimmtheit sagen können. Aber von dem Geist, in dem er erzogen und von der Frömmigkeit, in der er aufgewachsen ist, können wir uns eine ziemlich deutliche Vorstellung machen.

Carl von Tschirschky ist nicht in der Frömmigkeit Zinzendorfs oder überhaupt des Pietismus groß geworden. Man könnte freilich bei einer schlesischen Adelsfamilie der damaligen Zeit im voraus Einflüsse von Herrnhut erwarten. Allein wir finden davon in unsern Quellen keine Spur. Vielmehr deutet alles darauf hin, daß es die Luft der deutschen Aufklärung mit ihrer Vernunft- und Moralitätsreligion gewesen ist, welche die Seele des jungen Tschirschky eingeatmet hat. „Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt — der Mensch ist frei geschaffen, ist frei — und die Tugend, sie ist kein leerer Schall, der Mensch kann sie üben im Leben“ —, diese drei Schillerschen „Worte des Glaubens“ bezeichnen treffend den Zeitgeist, in dem unser Tschirschky aufgewachsen ist. Man war sittlich ernst gestimmt. Man forderte einen tugendhaften Lebenswandel. Die Kraft zur Tugend aber erwartete man nicht von einer überwältigenden Einwirkung der Gnade Gottes in Christus, sondern in erster Linie von der allen Menschen gleichermaßen eingeborenen natürlichen Vernunft, und man verehrte Gott vor allem als den Urheber der sittlichen und natürlichen Weltordnung. Tugend galt als wahre Frömmigkeit, und ein Reich vernünftiger Wesen unter Tugendgesetzen als das wahre Gottesreich.

Carl von Tschirschky bekam im Jahre 1817, um die Zeit, als er sein fünfzehntes Lebensjahr vollendete, ein kleines Gedekbuch geschenkt. Darin haben seine Verwandten und Bekannten ihre Lebensweisheit in kurzen Sprüchen eingetragen. Und da klingt uns fast überall ein Bekenntnis zur Vernunft und Sittlichkeit und zur vernünftig-sittlichen Religion entgegen. Wir lesen:

„Es sei Dein liebstes Gut ein frommes weises Herz,
dies mehre Deine Lust, dies mindre Deinen Schmerz;
sonst alles, nur nicht dies, kann Dir entrißen werden.

Zu wissen, es sei Dein, zu fühlen, daß Du's hast,
dies Glück erkaufft Du nicht durch aller Güter Last,
und ohne dieses Herz schmeck noch so viel Vergnügen,
es ist ein Rausch, und bald, bald wird der Rausch verfliegen.

Dir, mein lieber Sohn gab der Höchste gute Anlagen des
Geistes und des Herzens. Dieselben dankbar zu benützen
müßtest Du nie versäumen. Dann wirst Du jetzt die Freude
und in der Zukunft einst die Stütze sein und werden Deiner
treuen Mutter

Marjanne v. Tschirschky.

d. 5. 2. 1817." —

„Quidquid agis, prudenter agas et respice finem! —
diese goldene Regel, mein lieber Sohn, empfehle ich Dir für
Dein ganzes Leben, sie sei die Richtschnur aller Deiner Hand-
lungen, und mit Gewißheit bin ich überzeugt, daß, wenn Du
meinem Rate folgst, Du einst ein ganz vollkommen glücklicher
Mann werden wirst. Das ist der herzlichste Wunsch Deines
treuen Vaters.

F. L. v. Tschirschky.

Peuke, den 5. Febr. 1817." —

„Laß Tugend und Gottesfurcht, solange Du lebst, alle
Deine Handlungen begleiten.

Das, guter Carl, ist mein aufrichtiger Wunsch und meine
herzliche Bitte.

H. v. Nostiz."

„Aus dem Herzen nur enthüllet
sich des Menschen schönster Wert,
und die Kraft, die ihm den Busen schwillet,
ist die Tugend, die er ehrt.

Was man weiß, kann jeder wissen,
doch das Herz, das haben wir allein.
Möchtest Du das glauben müssen,
o, Du würdest wahrhaft glücklich sein.

Zur Erinnerung an Deine Freundin und Cousine
Marianne v. Schuckmann.

Breslau, den 1. Febr. 1817." —

„Die Menschen spannen die Segel
und richten die Masten;
aber ein höheres Wesen sitzt an der Spitze
führet das Ruder und spricht: So soll's sein!

Zur freundschaftlichen Erinnerung an S. von Veibindt.
Öls, den 25. März 1817." —

„Wahrheit und Recht begleite Sie auf allen Wegen Ihres Lebens!

Zum Andenken an
Dr. C. Günther, Direktor des Gymnasiums.
Öls, 11. September 1817.“ —

„Wohl dem, der früh es wagt, zu haben, was er hat,
an Kraft zu edler That, an Kraft zu edler Freude!

Zum Andenken an
Chr. v. Fülle, Prorektor am Gymnasium.
Öls, den 14. September 1817.“ —

„Härte dich früh mit der Kraft und der männlichen Würde des
Alters,
daß du den schmeichelnden Kampf jeder Verführung bestehst.
Spät dann schmückt der Sieg mit dem Maikranz ewiger Jugend
noch Dein fröhliches Haupt, wenn es zur Urne sich neigt. —

Zur Erinnerung an deinen Freund v. Minckwitz.
Öls, den 24. Sept. 1817.“ —

„Im Glück sich mäßigen, im Sturm nicht zagen,
das Unvermeidliche mit Würde tragen,
das Rechte tun, am Schönen sich erfreun,
das Leben lieben und den Tod nicht scheun,
und fest an Gott und bessere Zukunft glauben,
heißt leben, heißt dem Tod sein Bittres rauben.

Ermnern Sie sich bei diesen Zeilen an Ihren Sie wahr-
haft liebenden Freund Adolf von Boehm.

Öls, den 26. Oktober 1817.“ —

Man sieht, es ist ein ziemlich einheitlicher Geist, der aus
den Zeilen des Gedenkbuchs spricht. Nur eine Eintragung
verrät eine wesentlich leichtere Lebensauffassung:

„Redlich denken, die Schönen Herzen,
im Glücke lachen, im Unglücke scherzen,
Freunden dienen, den Feind nicht meiden,
dies sind des Mannes höchste Freuden.

Zum Andenken von Ihrem Freunde von Boehm.
Öls, den 28. Sept. 1817.“ —

Sehen wir hiervon ab und von einigen anderen Sprüchen,
die ich nicht wiedergebe, weil sie keine bestimmte Lebens-

anschauung verraten, so werden wir zusammenfassend sagen dürfen: der immer wiederkehrende ernste Appell an die eigne sittliche Kraft, gelegentlich begleitet von einem Aufblick zu Gott — das ist es, was Eltern und Lehrer, Verwandte und Freunde dem jungen Tschirschky ans Herz legen als das beste, was sie zu bieten haben. Natürlich darf man aus Stammbuchversen nicht vorschnell Schlüsse auf die Persönlichkeiten ziehen, die sie geschrieben haben. Manche besaßen gewiß mehr als sie auszudrücken vermochten, andre wieder blieben gewiß hinter der Lebensweisheit zurück, die sie predigten. Aber im allgemeinen werden wir doch nicht fehl gehen, wenn wir sagen: es ist der sittlich-vernünftige Geist der deutschen Aufklärung gewesen, der in der Umgebung des jungen Tschirschky lebendig war.

Und dieser Geist hat allem Anschein nach auch seiner eignen innersten Gesinnung entsprochen. Das Gedenkbuch ist ihm ohne Frage ein wertvoller Besitz geworden. Er hat den leeren Blättern dieses Buches in seinen späteren Jahren die geheimsten Gedanken seines Herzens anvertraut. Das hätte er schwerlich getan, wenn ihm nicht dieses Buch von früher her als Quelle der Lebensweisheit lieb und wert gewesen wäre.

Aus den Jahren 1818 und 1819 haben wir keinerlei direkte Nachricht von dem Leben Carl von Tschirschkys. Erst aus dem März 1820 findet sich wieder eine Eintragung im Gedenkbuch. Sie stammt von der Hand eines Pfarrers, bei dem sich Carl kurz vorher — vielleicht längere Zeit — aufgehalten und mit dem er ernste Gespräche über die letzten Lebensfragen geführt hat. Auch dieser Geistliche wußte seiner suchenden Seele keinen andern Rat zu geben als den, sich ganz auf die eigne Kraft zu stellen. Er schreibt:

„In unsrer eignen Brust sind unsres Schicksals Sterne.“

„Worte aus unsrer Unterredung am letzten Abend Ihres Aufenthaltes in meinem Hause, die alles sagen, was für Ihre neue Laufbahn und Ihre Lebenszufriedenheit wünscht Ihr wohlmeinender Freund

Taesler, Pastor in Schmollen.

den 3. März 1820.“

Mit dieser Weisheit ausgerüstet ging der Ahtzahnjährige ins Leben hinaus.

Erweckung.

Das geistige Leben der Zeit war voll von Unruhe, Gärung und Gegensätzen. Die Welt der Aufklärung versank, das Zeitalter der Erweckung ging auf. Das nüchterne, verstandesmäßige Denken mit seiner Neigung zum Gleichmachen und Abstrahieren verlor seine Macht, und die ganze große Wirklichkeit, die majestätische Tatsächlichkeit der Geschichte und der Natur draußen und der Schaffende, ins Unendliche stürmende Geist im Innern des Menschen nahmen das Wort. Die gewaltigen politischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte hatten die Menschheit mächtig erregt. Die französische Revolution, die Kriege, die ihr folgten, der Völkerbezwinger Napoleon und die Begeisterung der Freiheitskämpfe hatten das deutsche Gemüt im Innersten aufgewühlt. Aber es waren nicht die politischen Ereignisse allein, welche die neue Zeit heraufführten; es waren Tatsachen der Wirklichkeit, für die man im Aufklärungszeitalter kein Auge gehabt hatte und die sich jetzt Geltung verschafften, und es waren Kräfte des menschlichen Geistes, die brach gelegen hatten, sich aber jetzt mächtig entfalteten, in großen Persönlichkeiten Gestalt gewannen und den Massen einen neuen Geist verliehen.

Im politischen Leben auf der einen Seite hochfliegende Träume von Freiheit und Völkerfrühling, auf der anderen Seite strengstes Festhalten an den geschichtlich gewordenen staatlichen Formen, im Gebiet des Erkennens eine die gesamte Wirklichkeit aus schöpferischem Denken herausspinnende Spekulation und zugleich eine zunehmende Beugung vor dem erfahrungsmäßig Gegebenen, in der Kunst die klassische Verklärung der Wirklichkeit und dann der kühne Hochflug der Romantik — das waren die Zeichen der Zeit im weltlichen Geistesleben.

Und die gleiche Bewegung zeigt sich auch im Gebiet der Religion. Man hatte das Vertrauen zur Vortrefflichkeit der natürlichen Vernunft verloren und man suchte nach einem Halt bei dem Gott, der in den überwältigenden Ereignissen der Geschichte und in den geheimnisvollen Tiefen des eignen Gemütes mit wunderbarer Kraft sich kund tut. Man hatte in Krieg und Revolution die sündigen Leidenschaften der menschlichen

Natur ihre wilden Orgien feiern sehen, man hatte Napoleon als Gottesgeißel für eigne Sünden der Friedenszeit empfunden, man tat ernstliche Buße und flüchtete sich zur Gnade Gottes und zum Heiland der Sünder. Das war die Erweckung des Glaubens, die damals Unzählige erlebten. Dabei nahm die Frömmigkeit in den einzelnen Erweckten mannigfache und zum Teil einander widerstreitende Formen an. Die einen wurden vom alten Pietismus in seinen verschiedenen Gestalten gewonnen, andre kehrten zu einem streng kirchlich-konfessionellen Christentum zurück, andre wieder vertieften ihre Frömmigkeit in einer dieser Richtungen, ohne die Weltoffenheit der Aufklärung zu verlieren, wieder andre verbanden fromme Stimmungen mit neuen philosophischen Systemen, und endlich gab es auch solche, die sich den Sekten oder den alten Mystikern zugesellten oder in frommer Begeisterung ihre eignen Wege gingen.¹⁾

Von diesem gewaltigen Strom des neuen Lebens ist auch der, dessen Lebensgeschichte wir erzählen, ergriffen und fortgerissen worden.

Der Lebensberuf, den Carl von Tschirschky gewählt hatte, war der des Offiziers. Anfang 1820 trat er bei den Gardehusaren in Berlin ein. Die Offiziersstammliste des Regiments gibt uns kurz die Hauptdaten seiner militärischen Laufbahn an: „Im Januar 1820 als Dreijährig-Freiwilliger mit Aussicht auf Beförderung beim Gardehusaren-Regiment eingetreten, 25. September 1820 Portepeefähnrich, 19. März 1822 aggregierter Sekondeleutnant, 18. Mai 1823 einrangiert, 7. Juni 1832 unter gesetzlichem Vorbehalt entlassen. Dienstzeit im Regiment: 12 Jahre 6 Monate.“ Im Jahre 1823 wurde er mit dem ganzen Regiment

¹⁾ Über den Geist der Zeit im allgemeinen und die religiöse Erweckung im besonderen berichten alle Lehrbücher der neuesten Kirchengeschichte. Von Darstellungen aus den letzten Jahren seien genannt: Seeberg: Die Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert, 2. Aufl., Leipzig 1904. Geschichte der christlichen Religion (Neuzeit von Troeltsch) in Hinnebergs „Kultur der Gegenwart“, 2. Aufl., Berlin u. Leipzig 1909. Krüger: Handbuch der Kirchengeschichte Bd. 4 (von Stephan), Tübingen 1909. Ziegler: Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts, 10.—14. Tausend, Berlin 1911. Mancherlei nützliches Material enthält das erbaulich geschriebene Werk von Liesmeyer: Die Erweckungsbewegung in Deutschland während des 19. Jahrhunderts (4 Bde.), worauf ich noch zurückkomme.

von Berlin nach Potsdam versetzt. Sein Regimentskommandeur war von 1821—1832 Oberst von Malachowski.¹⁾

Es war ein vornehmes und üppiges Regiment, in das Carl von Tschirschky eingetreten war, und er hat sich während der ersten Jahre seiner Dienstzeit den galanten Lebensgewohnheiten seiner Kameraden nicht entzogen, sondern die Freuden dieser Welt ausgiebig genossen. Ein ausschweifender Wüstling ist er freilich nicht gewesen. Darüber liegen uns keinerlei Zeugnisse vor. Im Gegenteil: der ernste Sinn, den wir vorher und nachher bei ihm finden, wird ihn auch in dieser Zeit nicht ganz verlassen haben. Aber es gab allerdings Augenblicke in seinem Leben, wo er Versuchungen nicht widerstand, wo das fromme Herz, das seine Mutter ihm gewünscht, und die kluge Berechnung, die sein Vater ihm empfohlen hatte, sich doch als gar zu schwach erwiesen, wo die Schicksalssterne in der eignen Brust, auf die sein Seelsorger ihn hingewiesen hatte, in die Irre leuchteten und wo die leichten Freuden des Mannes, von denen sein Freund Boehm ihm ins Gedenkbuch geschrieben hatte, ihren überwältigenden Zauber auf ihn ausübten.²⁾

Religiöse Eindrücke empfing Tschirschky während seiner ersten Potsdamer Zeit hauptsächlich bei den Besuchen des Regiments in der Garnisonkirche, an denen er pflichtmäßig teilnahm. Hier hörte er die Predigten eines Mannes, der später in seinem Leben noch eine ganz besondere Bedeutung bekommen sollte. Es war der evangelische Bischof Eylert, der seit der Zeit des unglücklichen Krieges Hof- und Garnisonprediger war, ein glatter, gewandter Hofmann, der dem Könige so nahe stand, daß er sich selbst als dessen „Confessionarius“ bezeichnete. Er war theologisch kein extremer Rationalist. Er hatte als Student in Halle einen gemäßigten Rationalismus sich angeeignet,

¹⁾ Er ist zuletzt Premierleutnant gewesen. So nennt ihn wenigstens das Grünberger Kirchenbuch in der Notiz über den Tod seiner Gattin. Über Garnisonen und Kommandeure des Regiments s. Bredow-Wedell: Historische Rang- und Stammliste, Berlin 1905.

²⁾ Noch aus der Zeit, als Tschirschky zu einem stärkeren Glauben bekehrt war und andere bekehrte, hat er nach seinem eigenen Zeugnis Zeiten des Abfalls erlebt. Daraus dürfen wir schließen, daß dergleichen erst recht in den ersten Jahren seiner Militärzeit vorgekommen ist.

der den Grundsatz befolgte, die Unterschiede der neuen gegen die alte Glaubensweise vor der Gemeinde zurücktreten zu lassen. Dann hatte er sich im Laufe der Jahre mehr zum Glauben der Reformation hingewandt, ohne freilich den Standpunkt eines Hengstenberg zu erreichen, gegen dessen Kirchenzeitung er noch an seinem Lebensabend öffentlich protestierte. Er hat die Achtung vor der Vernunft und das Interesse und Verständnis für weltliche Kultur niemals verloren, war aber doch aufgeschlossen für das neu erwachende religiöse Leben und förderte fromme Unternehmungen kirchlicher Art, wie er denn Präsident der kürzlich begründeten Potsdamer Bibelgesellschaft war. Er war ein Mann der milden Vermittlung, dem alles Schrofne zuwider war, einer der Väter der preussischen Union und der neuen Agende. Er hatte übrigens eine hohe Meinung von dem Gewicht seiner eignen Person. Bezeichnend dafür ist die Fülle von Würden, die er auf dem Titelblatt seines Buches über Friedrich Wilhelm III. unter seinen Namen setzt: „Der Philosophie und Theologie Doktor, evangelischer Bischof, königlicher Hofprediger zu Potsdam, Domherr zu Brandenburg, Ritter des Roten Adlerordens 1. Klasse mit Brillanten und des Zivilverdienstordens der Bayrischen Krone, Ehrenbürger zu Potsdam und Hamm“. Unter der Kanzel dieses einflußreichen Kirchenfürsten hat unser Leutnant gar manches Mal* gefessen und seine wortreichen, von Salbung übersießenden Predigten gehört, die ihn zwar nicht im Innersten aufwühlten, aber doch einen starken Eindruck auf ihn machten.¹⁾

So gingen die ersten Potsdamer Jahre dahin, in immer wiederkehrendem Wechsel von strengem Dienst, ausgelassenem Vergnügen und gelegentlicher frommer Vertiefung.

Da trat eine durchgreifende Wandlung in seinem inneren Leben ein. Im Juli 1828 weilte in Potsdam ein frommer Schweizer Naturforscher, Professor von Tscharner aus Bern. Dieser merkwürdige Mann reiste seit mehreren Jahren durch die großen

¹⁾ Eylert war von Geburt Westfale. Sein Vater war Professor der Theologie und Prediger der reformierten Gemeinde in Hamm. Der Sohn war Amtsnachfolger des Vaters bis 1806. Siehe den Artikel über E. (von Tholuck) in Herzogs Realenzyklopädie, 3. Aufl., Bd. 5.

Städte Deutschlands und hielt volkstümliche Vorträge über naturwissenschaftliche Gegenstände. Dadurch wollte er aber seine Zuhörer nicht bloß wissenschaftlich belehren, sondern sie in ihrem innersten Wesen umwandeln. Darum sprach er seine religiöse Überzeugung immer aufs neue offen und kräftig aus. Er gehörte zu jenen entschiedenen, aggressiven Laienpersönlichkeiten, die als ganze Charaktere auch eine leise Verhüllung ihres Bekenntnisses als schwere Sünde betrachten. Eine besondere Gabe war seine Fähigkeit, durch persönliche Gespräche mit andern auf ihre Bekehrung einzuwirken, wozu er jede Reise, jedes Zusammensein in der Postkutsche, in der Gesellschaft, im Gelehrtenkreise wie an Höfen benutzte und auskaufte. Auf diese Weise hat er viele bekehrt und oft geradezu überraschende Erfolge erzielt. So hat er in Bern bei seinen regelmäßigen Besuchen im Gefängnis eine Kindesmörderin, die zum Tode verurteilt war, bekehrt und dann ihre Begnadigung erwirkt, sie lesen und schreiben gelehrt und veranlaßt, ihre Lebensgeschichte zu schreiben, die unter dem Titel: „Die Wunder der Gnade“ veröffentlicht wurde. In seiner Heimat, wo er namentlich zu den Baseler Pietisten in freundschaftlichen Beziehungen stand, widmete er sich neben der Gefangenenfürsorge dem Blindenwesen, der Missionsfache und dem Verkehr mit frommen Leuten, besonders mit solchen aus den unteren Schichten des Volkes. Übrigens hielt er sich nicht abseits von der Kirche und trieb auch seine Bekehrten nicht zur Separation.¹⁾

Diese machtvolle Persönlichkeit hat den Leutnant von Tschirschky innerlich überwältigt. Die näheren Umstände wissen wir nicht. Auf jeden Fall aber haben sich die beiden persönlich kennen gelernt und alsbald innige Freundschaft geschlossen. Und auf welchen Ton ihr Herzensbund gestimmt gewesen ist, das zeigen uns folgende Eintragungen im Gedenkbuch:

„Habe deine Lust an dem Herrn; der wird Dir geben, was Dein Herz wünscht. Befiehl dem Herrn deine Wege und

¹⁾ Die Nachrichten über Tscharner verdanke ich einem Brief von Professor Sadorn in Bern. Die zahlreichen Briefe und Memoiren aus dem Nachlaß Tscharners, die dessen Familie besitzt, dürfen leider nicht veröffentlicht werden.

hoffe auf ihn. Er wird es wohl machen. Und wird Deine Gerechtigkeit hervorbringen wie das Licht und Dein Recht wie den Mittag. Du wirst noch sehen das Gute des Herrn im Lande der Lebendigen. Sei getrost und harre des Herrn. Aus Psalm 27 und 37.

Mit Gefühlen, die meine Feder nicht zu beschreiben vermag, lieber Freund und Bruder im Herrn, verlasse ich Dich. Möge das heilige Band, welches unsre Herzen hienieden so bald zu vereinigen wußte, uns dort wieder zusammenführen zum ewigen Lobe unsres teuren Erlösers.

Dr. v. Tscharner, Prof.

Potsdam, den 15. Juli 1828." —

„2. Kor. 4, 17. 18.

Denn unsre Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit. Röm. 8, 18. Uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig. Röm. 8, 24—25.

Zum Andenken von Ihrer

Elise v. Tscharner aus Bern.

Potsdam, den 15. Juli 1828."

Die kurze Begegnung mit Tscharners bedeutete für den Leutnant von Tschirschky nichts Geringeres als eine Wiedergeburt, und die wenigen Worte, die sie ihm ins Gedenkbuch schrieben, waren ein gedrängter Ausdruck für das, was von nun an sein Leben erfüllte. Er hatte nun wirklich seine Lust an dem Herrn und befahl ihm seine Wege. Er begann häufig und inbrünstig zu beten, die Liebe zu Gott wurde zum beherrschenden Mittelpunkt seines Lebens. Er fing an, in der ewigen Welt zu leben und alles gering zu achten, was ihm bisher in dieser zeitlichen Welt teuer gewesen war, er bekämpfte mit heiligem Eifer die Eigenliebe und alle sündigen Neigungen seines Herzens, dessen Natur ihm nicht mehr wie einst als Quelle aller Tugenden, sondern als gründlich verderbt erschien. Und er faßte einen freudigen Mut, alle Leiden willig

zu ertragen, die aus seiner neuen Stellung zur Welt sich ergeben mochten.

Zugleich fühlte er sich gedrängt, den Seelenfrieden, den er selbst gefunden, auch anderen mitzuteilen. Ein Jahr nach der Begegnung mit Tsharners traf er mit seiner Schwester Henriette, Freifrau von Kottwitz zusammen. Da ging sein Mund über von dem, dessen das Herz voll war, und er drang in seine Schwester, um auch ihr zur Wiedergeburt zu verhelfen. Wenig später, am 29. September 1829, richtete er einen Brief an sie, der die gleiche Absicht verrät und der uns zugleich in die Tiefen seiner eignen Seele blicken läßt. Er schreibt:

. . . „O meine liebe Schwester, Du glaubst es nicht, was ich darum geben wollte, wenn ich fest überzeugt sein dürfte, daß Du den leisen Regungen Deines Innern, die der Allmächtige durch meine schwachen Worte in Dir wirkte und gewiß seit unsrer Trennung schon wieder mehr oder minder stark erneuert hat, recht sorgfältig und gewissenhaft Gehör gäbest und Dich ihnen auch dann nicht verschlößest, wenn Du Dich selbst dadurch gedemütigt fühlen solltest. Unser Herr Christus sagt: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme!“ O, meine liebe Herzensschwester, wirst Du es mir ungünstig aufnehmen, wenn ich Dir sage, daß auch an Dich diese Stimme ergangen ist, und zwar, wie ich es deutlich gesehen habe, in dem tiefsten Grunde Deines Herzens, und daß es nur an Dir liegt, wenn Du sie nicht vernimmst? Solltest Du mich fragen: Ja, was heißt das, aus der Wahrheit sein, so antworte ich das: Es heißt, das nicht wegwerfen, was man tief im verborgenen für gut und recht, wenn auch für schwer und nur mit Aufopferung aller Eigenliebe für ausführbar hält, sondern dasselbe in einem aufrichtigen, feinen Herzen bewahren und unter innigem Gebet sich aneignen.

Als Martha ihre Schwester anklagte, daß sie ihr so wenig beistünde und nur immer zu des Heilandes Füßen sitze, antwortete derselbe ihr: Martha, du machst dir viel Sorge und Müh; Eins ist not, Maria hat das bessere Teil erwählt, das soll nicht von ihr genommen werden. Das bessere Teil also, welches der Mensch als das einzig Notwendige wählen soll,

besteht in dem aufmerksamen und gläubigen Horchen auf die Worte des Heilandes, der uns heute noch so wie zur Zeit seiner sichtbaren Erscheinung auf Erden zum Herzen spricht, — teils durch sein geschriebenes Wort, teils durch die Gedanken und Gefühle, die er uns eingibt. — Diese Worte aber weisen uns an, in uns zu gehen, zu bedenken, daß wir so, wie wir von Natur sind, nicht vor ihm bestehen können, daß wir also von neuem geboren werden müssen, das heißt ein Herz erhalten, das Gott in Christo von ganzer Seele liebt und sein Gesetz also aus Liebe tut, wenn wir das Reich Gottes sehen wollen.

Aber aus und durch uns selbst können wir das nicht, nur Gott selbst kann es uns geben. Er gibt es uns aber nur dann, wenn wir es wirklich haben wollen und ihn mit Inbrunst darum bitten. Was hilft uns denn alles Gute und Schöne, das uns Gott bereitet hat und geben will, wenn wir es nicht nehmen wollen. Und wir wollen es ja in Wahrheit nicht, wenn wir ihn niemals recht ernstlich darum anrufen, und wie werden wir dereinst vor ihm bestehen, wenn wir alles das, was wir hätten bekommen können, bloß deshalb nicht haben, weil wir es nicht haben wollten!

Bedenke einmal, meine Herzensschwester, wenn Dir auf einmal das alles genommen würde, was Du hier auf Erden lieb hast und woran Dein Herz hängt, hättest Du dann genug Geschmack gewonnen an den ewigen Gütern, das heißt an Gott und der Liebe zu ihm, um jenes alles entbehren zu können, oder würdest Du vielleicht eine erschreckliche Leere und Öde in und um Dich finden? Bedenke Schwester, daß Dir dies wirklich im Tode alles unfehlbar genommen wird, und dann antworte Dir selbst auf jene Frage! Haben wir auf Erden unser Glück in den Dingen dieser Welt, also im Äußeren gesucht, so hatten wir es nicht in uns. Welches Glück bleibt uns also, wenn das Äußere verlassen werden muß?

Ich rechne bei diesen Zeilen darauf, daß Du Dich bei meiner Anwesenheit überzeugt hast, daß ich Dich wirklich mit einer aufrichtigen und rechtschaffenen Zuneigung liebe, und hoffe also auch, Du wirst mich nicht mißverstehen."

Einige Wochen später nahm Tschirschky Abschied von seinem zwanzigjährigen Bruder Heinrich, dem ältesten Sohn

seines Vaters aus zweiter Ehe, der bis dahin in Potsdam beim 1. Garderegiment zu Fuß gestanden hatte und jetzt zum 1. Kürassierregiment in Breslau versetzt worden war.¹⁾ Bei der Trennung trugen beide Brüder ins Gedenkbuch ein, was ihnen das Herz bewegte, und ihre Zeilen lassen deutlich erkennen, welchen Eindruck das heiße innere Ringen des älteren Bruders auf den jüngeren machte und wie Carl in jener Zeit derartig weltflüchtig gestimmt war, daß er allem äußeren Luxus entsagte. Wir lesen:

„Ein harter Kampf der Tugend ist Dein Leben,
und schwergeprüft geht es für Dich dahin;
doch wenn vom Sturm die stolzen Eichen beben,
wird Dir im stillen Tal ein schöner Lorbeer blühn!

Jetzt, lieber Carl, wo uns das Schicksal gewaltsam getrennt hat, erinnere dich auch noch fernerhin liebevoll

Deines Bruders Heinrich.

Potsdam, den 19. November 1829.“

„mem.: Dies ist der Tag der Abreise Heinrichs, und der, an welchem ich beschloß, nicht mehr zu rauchen!

Carl v. T.“

Ob der erweckte Leutnant sich in der ersten Zeit seines neuen Lebens innerhalb der Kirche irgendeiner privaten Erbauungsgemeinschaft angeschlossen hat, darüber haben wir keine sichere Kunde. Es liegt nahe zu vermuten, daß er mit dem Manne Fühlung gewonnen hat, der damals schon seit Jahren die Seele der Berliner Erweckung war. Das war der alte Baron von Kottwitz, der von der Liebe Christi getrieben, sein ganzes Vermögen opferte, eine Menge armer Leute in seiner Kaserne beschäftigte und eine große Anzahl gebildeter Freunde um sich versammelte, die bei ihm Seelenfrieden suchten und fanden. Es liegt um so näher, an eine Verbindung mit dem alten Baron zu denken, als Tschirschky durch seine Schwester mit der Familie von Kottwitz verschwägert war. Allein wir haben keinerlei Anzeichen für eine persönliche Beziehung zwischen beiden Männern. Im Gegenteil: die Frömmigkeit der beiden

¹⁾ Über Heinrich v. T. meldet die Geschichte seines Breslauer Regiments u. a.: „13. 12. 1827 Portepeeführer im 1. Garderegiment 3. J., 14. 10. 29 Sekondeleutnant im 1. Kürassierregiment, gest. 23. 5. 1863 als Rittmeister a. D. in Breslau.“

war von verschiedener Art. Kottwitz hatte sein Bestes von Herrnhut empfangen. Dagegen finden wir bei Tschirschky nicht eigentlich die Frömmigkeit der Brüdergemeinde, ja wir hören von ihm sogar etwas wie Kritik der Betrachtung des leidenden Erlösers, einer frommen Übung, die gerade für die Gemeinde Zinzendorfs so besonders charakteristisch ist. Mag also immerhin eine Berührung mit Kottwitz stattgefunden haben — dauernd und nachhaltig ist sie nicht gewesen.¹⁾

Dagegen ist Carl von Tschirschky, wie wir sicher wissen, sehr bald in den Bannkreis einer Sekte gezogen worden und zwar einer der radikalsten, welche die Kirchengeschichte kennt. Es waren die Quäker, die Gesellschaft der „Freunde“, wie sie sich selber nannten, jene merkwürdige Gemeinschaft aus der englischen Revolution des 17. Jahrhunderts, die der schwärmerische George Fox gestiftet und der abgeklärtere William Penn neu begründet hatte, eine Sekte, die namentlich im 18. Jahrhundert für Amerika und Europa Großes geleistet hat als Vorkämpferin der Humanität, die aber derartig spiritualistischen Grundsätzen huldigte, daß man sie als Erbin der „Schwarmgeister“ aus der Zeit Luthers bezeichnet hat.

Das religiöse Grunderlebnis der Quäker ist das Gefühl, im innersten eignen Ich vom göttlichen Geiste ergriffen, vom „inneren Licht“ erleuchtet zu werden. Diese gnädige Selbstmitteilung Gottes, so lehren sie, tritt an jede Seele einmal im Leben in einer Stunde der „Heimsuchung“ heran, und der Mensch muß das dargebotene Geschenk aus freiem Entschluß ergreifen. Hat er sich aber einmal dem göttlichen Geist erschlossen, so erfährt er immer aufs neue die Einwohnung Gottes, namentlich, wenn er im stillen Gebet des Geistes wartet, der da kommen soll. Diese mystische Einkehr des Gemüts erzeugt eine solche innere Stille und eine so gesammelte geistige Kraft, daß daraus ganz von selbst als Früchte des Geistes die höchsten Tugenden folgen, rückhaltlose Selbstverleugnung, unerschrockene Wahrhaftigkeit, hingebende Nächstenliebe und wie sie sonst

¹⁾ Vgl. den Artikel über Kottwitz in RE. 3. Aufl., Bd. 11: Über die Erweckung in Berlin und der Mark Brandenburg; siehe Tiesmeyer: Die Erweckungsbewegung in Deutschland während des 19. Jahrhunderts, Bd. 3, Heft 4. Kassel 1909.

heißen mögen. Neben diesem Erleben des inneren Friedens und dem, was unmittelbar daraus folgt, tritt alles Äußere, Weltliche, besonders auch alles Kirchliche und Kultische völlig in den Hintergrund, ja wird verachtet und abgelehnt. Die Gedanken der Schöpfung und Regierung der äußeren Welt durch Gott treten ganz zurück. Nicht im äußeren Schicksal, sondern in den Tiefen des eignen Gemüts wird Gott erlebt. Unser Erlöser ist nicht eigentlich der geschichtliche Christus, der mit seiner Gerechtigkeit stellvertretend unsre Sünde bedeckt, sondern der Christus in uns, der unsern Geist durch seinen Geist erleuchtet, stärkt und heiligt. Träger der göttlichen Offenbarung ist nicht das äußere Bibelwort, sondern das innere Wort, wodurch der göttliche Geist unmittelbar zu unserm Geiste redet. Wohl ist die Heilige Schrift selbst eine hervorragende Kundgebung des göttlichen Geistes — ja sie wird von den Quäkern gern als „göttliches Gesetz“ gehandhabt —, aber das Verständnis und die Gültigkeit ihrer Worte richtet sich schließlich doch nach dem inneren Zeugnis des Geistes. Eine äußere Kirche mit amtlich beauftragten Predigern und kultischen Handlungen ist überflüssig, ja sie ist gefährlich, weil sie die wahrhaft Heiligen mit den Unheiligen vereinigt, wohl gar unerleuchteten Predigern das Wort erteilt und den Geist durch die Bindung an sinnliche Gegenstände zum Aberglauben verleitet.

Dieser Beurteilung kirchlicher Einrichtungen entspricht eine scharfe Kritik weltlicher Dinge. Aller äußere Luxus ist zu verwerfen, dagegen eine schlichte, arbeitsame Lebenshaltung zu fordern. Das politische Leben bedarf einer gründlichen Reform. Die bestehenden Staaten sind so mangelhaft, daß es das Beste ist, kein Staatsamt zu bekleiden. Der Krieg ist ein Zeichen von Barbarei, er widerspricht der christlichen Nächstenliebe und ist in jeder Form zu verurteilen. Der Eid ist zu verwerfen; wenn er gefordert wird, so ist das ein Zeichen, daß Lüge und Mißtrauen die Gesellschaft beherrschen. Vor Menschen sich zu verbeugen und den Hut zu ziehen wie vor höheren Wesen ist Götzendienst. Das brüderliche Du ist allen Menschen gegenüber die beste Anrede.

Die Quäker haben ihre Grundsätze mit Mut und teilweise mit Erfolg verfochten. Die Verweigerung des Eides war ihnen

Ehrensache, und sie sind darüber oft zu Märtyrern geworden. Penn wagte das „heilige Experiment“, in Nordamerika einen Quäkerstaat zu organisieren. Das hat freilich die Probe nicht bestanden. Aber mit Erfolg hat das Quäkertum die Idee der allgemeinen Menschenrechte und der religiösen Toleranz, die Forderung der Sklavenemanzipation und großzügiger Wohltätigkeit geltend gemacht und dem Bewußtsein der modernen Menschheit kräftig eingepägt.

Das war die Sekte, welche die Seele Carl von Tschirschkys gewann. Hier fand er Befriedigung für die tiefste Sehnsucht seines Herzens. Er trat zwar förmlich der Gesellschaft der Freunde nicht bei, aber innerlich gehörte er vollkommen zu ihnen und wurde von ihrem Geist derartig beherrscht, daß ihm die schwersten äußeren und inneren Kämpfe daraus erwuchsen.¹⁾

¹⁾ Wie und wann Tschirschky zum erstenmal mit den Quäkern in Berührung gekommen ist, wissen wir nicht. Ausgesprochen quäkerische Grundsätze vertritt er nach unsern Quellen erst im Frühjahr 1832. Doch sind wohl seine Offenbarungen und Gedanken im Herbst 1831 schon von diesem Geiste getragen. Ja man kann schon den Brief von 1829 für quäkerisch halten. Man denke an „die Stimme im tiefsten Grunde des Herzens“, an die Hervorhebung dessen, daß der Heiland nicht nur durch das geschriebene Wort, sondern auch durch die Gedanken und Gefühle, die er uns eingibt, auf uns wirkt, endlich an die Betonung des freien Willens bei der Aneignung des Heils. Freilich darf man nicht sagen, diese Gedanken müßten quäkerischen Ursprungs sein. Sie können Momente der Frömmigkeit sein, zu der sich Tschirschky unter dem unmittelbaren Einfluß Tscharners erhoben hatte. Tscharner ist, wie mir Hadorn ausdrücklich mitteilt, niemals Quäker gewesen. — Über die Quäker siehe die Artikel in RE. 3. Aufl., Bd. 16 und in Bscharnacks „Religion in Geschichte und Gegenwart“, Bd. 4. Kurze Darstellungen des Quäkertums und seiner Geschichte findet man in allen Lehrbüchern der Symbolik und der neueren Kirchengeschichte (aus älterer Zeit seien genannt: Braul: Die Unterscheidungslehren u. und Rohnert: Kirche, Kirchen und Sekten, aus neuester Zeit: die Darstellungen von Troeltsch in der Kultur der Gegenwart (Gesch. d. chr. Rel., 2. Aufl. 1909, S. 681 ff.) und in den „Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen“ 1912, S. 912 ff. u. ö.). Vom quäkerischen Standpunkt ist geschrieben: Burney: Betrachtungen über die unterscheidenden Ansichten und Gebräuche der Gesellschaft der Freunde (aus dem Englischen), Hannover 1851. Dieses Buch und der Artikel in RE. sind mir in erster Linie von Nutzen gewesen.

Kämpfe und Offenbarungen.

Der ernste, fromme Leutnant wurde unter seinen lebenslustigen Kameraden bald eine auffallende Erscheinung. Es entsprach nicht seiner Art, das, was er selbst erlebt hatte, bei sich zu behalten und andre ihre Wege gehen zu lassen, nein, er hatte als Bekehrter das Bedürfnis, auch andre zu bekehren, und er klopfte nicht nur an die Herzen seiner nächsten Verwandten an, sondern er mußte auch vor seinen Kameraden die Wahrheit bekennen und sich mit Andersdenkenden als ein rechter Streiter Christi in leidenschaftlicher Rede auseinandersetzen. So konnte es nicht ausbleiben, daß er immer wieder in schwere und schließlich unerträgliche Konflikte mit seinen Standesgenossen geriet. Wenn er von seinen Regimentskameraden verlangte, sie sollten ihre sittlich leichten Lebensanschauungen ändern, ihre Vergnügungen einschränken und sich frommer Betrachtung widmen, so hatte er in der Regel nichts andres als Hänseleien, Spott und Verachtung zu erwarten. Und wenn er gar mit quäkerischen Anschauungen hervortrat, von eignen Offenbarungen sprach, die Landeskirche und ihre Prediger tadelte, womöglich den Eid verdamnte und das Recht des Krieges anfocht, so mußte er in unlösliche Schwierigkeiten kommen.

Und so haben sich die Dinge denn in der That entwickelt. Wir haben darüber einen anschaulichen Bericht von einem Zeitgenossen. Es ist kein Geringerer als der Bischof Eylert, der in seinem Werk über Friedrich Wilhelm III. nach seinen persönlichen Erinnerungen die Geschichte Tschirschkyns aufgezeichnet hat.¹⁾

¹⁾ Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. 1842—1846, III. Teil, 2. Abteilung (1846), S. 160—175. Dieses Werk ist im allgemeinen und so auch in unserm Fall mit Vorsicht zu gebrauchen, aber doch als Quelle nicht zu verachten. Eylert schreibt anderthalb Jahrzehnte nach den Ereignissen als Mann von über 70 Jahren. Aber seine Darstellung beruht, wie er in der Vorrede (S. VI) versichert, auf Tagebuchnotizen, die er unmittelbar nach den Begebenheiten niedergeschrieben hat. Er liebt es, den König und die andern Personen in direkten Reden, oft in ziemlich langen, sprechen zu lassen, und gibt selber zu, daß dabei die Worte nicht immer der Wirklichkeit entsprachen, betont aber, daß die „Authentie der Gedanken“ gewahrt

Eylert erzählt:

„Bei dem Gardekorps, dem Regiment Husaren in Potsdam, war ein Leutnant N. N.,¹⁾ von dem man anfangs eine gute Meinung hatte. Er zeichnete sich aus durch Ernst, — der aber eine trübe In sichgekehrtheit war, und sich ganz gegen die lebensfrohe Gewohnheit seiner jugendlichen Kameraden absonderte. Er wohnte dem öffentlichen Gottesdienst in der Hof- und Garnisonkirche regelmäßig bei, auch dann, wenn dieses Regiment, bei welchem er stand, keine Kirchenparade hatte. In der Bibel las er fleißig und zeigte vielen Sinn für christliche Zwecke. Als er darum der Bibelgesellschaft empfohlen war, wurde er fast einstimmig zum Mitgliede derselben gewählt. Wohlwollend führte ich ihn ein, und man versprach sich von seiner Mitwirkung zur weissen Verbreitung der Heiligen Schrift viel Segen, eben darum, weil er Offizier war. Ich sagte dies dem damaligen Husarenobersten von Malakowsky; der aber lachte und nannte den Leutnant von N. einen überspannten Kopf, der durch seine wunderlichen Grillen uns noch viel Verdruß machen würde. Ich glaubte dies um so weniger, als ich von nun an ihn oft bei mir sah, und freute mich seines gläubigen Sinnes und seiner militärischen Stattlichkeit. Wenn er in der Hof- und Garnisonkirche gewesen und ich gepredigt hatte, erhielt ich oft von ihm Briefe, in welchen er über den gesprochenen Gegenstand sein Urtheil abgab, manches lobte, aber auch manches tadelte. Gerade dies letztere gefiel mir, und ich antwortete, wie's mir ums Herz war. Der Sache wurde mir aber für meine in Anspruch genommene Zeit zu viel, und als er einmal eine von mir gehaltene Predigt durchweg tadelnd

ist (Vorrede S. XII). Außer diesen allgemeinen Gesichtspunkten ist in unserm Fall noch zu beachten, daß das Bild Tschirschkys wohl ein wenig von der Abneigung des Bischofs verzerrt ist. Indessen bietet sein Bericht doch eine wertvolle Ergänzung zu dem, was uns sonst über den Leutnant bekannt ist, und nur in wenigem widerspricht die Darstellung Eylerts den übrigen Berichten.

¹⁾ „Ich nenne seinen Namen nicht wegen seiner noch lebenden achtungswerten Verwandten. Die viele Sensation machende Geschichte wurde allgemein in Potsdam bekannt, ist aber nun längst vergessen; doch verdient sie, als Beitrag zur Geschichte des Pietismus und Mystizismus unserer Zeit hier Erwähnung. Sie charakterisiert auch den König.“

und lieblos kritisierte, antwortete ich ihm kurz: daß er bei einem andern Prediger, der mehr als ich die Gabe der Erbauung besäße, zur Kirche gehen möge; kurz, wir kamen auseinander. Der Oberst von Malakowsky, dem ich dies erzählte, lachte noch mehr und sagte: „Danken Sie Gott, wenn Sie so davon abkommen. Ich habe meine Not mit ihm“. — Ich sollte sie auch haben.“¹⁾

Während so die äußere Spannung zwischen dem Leutnant und seiner Umgebung mehr und mehr zunahm, erhob er sich innerlich auf die höchsten Höhen christlicher Mystik. Er fühlte, wie Christus in ihm lebendig wurde, während der alte Mensch abstarb, er fühlte, wie er mehr und mehr die Welt überwand und die Leiden, die ihm das Leben brachte, in der Nachfolge Jesu ertragen lernte.

Im Herbst des Jahres 1831 hatte er diese Höhe erreicht. Über die entscheidenden Erlebnisse jener Tage hat er uns in dem Gedenkbuch Aufzeichnungen hinterlassen, die einen Einblick in sein Innerstes gewähren:

„25. Oktober 1831.

Mir ist große Gnade widerfahren; vergangenen Freitag, nämlich den 21. des Monats wurde mir bei dem Gebet um Tötung meines alten Menschen das Wort des Apostels Paulus ganz außerordentlich wichtig: Ich bin mit Christo gekreuzigt und gestorben (Röm. 6. 1c.), und dadurch Erhörung meiner Bitte zuteil! Denn wenn unser alter Mensch (unser Ich) uns hindern will an unserm wahren Heil, so haben wir

¹⁾ Gegen diesen ersten Teil des Eylertschen Berichts sind keinerlei kritische Bedenken zu erheben. Was er erzählt, paßt vortrefflich zu dem, was unsre sonstigen Quellen mitteilen. Freilich gibt er gar keine zeitlichen Daten, und da wir auch sonst deren nur wenige besitzen, so läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen, wie sich die Stadien der inneren Entwicklung zu denen der äußeren verhalten. Es wäre denkbar, daß die Zeit des fleißigen Kirchenbesuchs und der Annäherung an Eylert der Einwirkung Tscharners vorausgeht, und daß der Leutnant seit seiner Bekanntschaft mit Tscharner die Predigten des Bischofs in wachsendem Maße verurteilt hat. Oder der Gang der Dinge kann auch der gewesen sein, daß Tscharner erst die stärkere Kirchlichkeit angeregt hat, während die kritische Stimmung gegen Eylert einer späteren Zeit angehört und vielleicht schon auf die Einwirkung der quäkerischen Ideen zurückzuführen ist.

nichts anderes zu tun, als zu glauben, (gegen alles Schauen), daß er schon gestorben ist. — Wie von selbst folgte bei mir zwei Tage darauf, am Sonntage, die Wahrheit daraus, die auch der Apostel im Heiligen Geist folgert: sind wir mit ihm gestorben, so glauben wir, daß wir auch mit ihm leben werden. So wir samt ihm gepflanzt werden zu gleichem Tode, so werden wir auch der Auferstehung gleich sein, mit einem Wort: so lebe nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir. Dies ist mir eine Kraft Gottes geworden, die mich in diesen Tagen zu unaufhörlichem Loben und Danken getrieben hat, und mir als die Hinweisung auf den Weg erscheint, auf welchen zu kommen ich längst mich gesehnt und darum gefleht habe. — Dies ist die Quintessenz der Gerechtigkeit des Glaubens, die Luther lehrte, sowie Paulus! — Gott, mein himmlischer Vater, wolle mich darin befestigen, und mich dies glauben lassen, auch wenn ich nicht das geringste davon fühle. Amen!“ —

Vorstehendem entsprechen drei dieser Tage in einem Liede gefundene Verse:

1. Für Christus geb ich alles hin,
nichts kann mein Trost mehr sein.
Daß ich mit ihm gekreuzigt bin,
des rühm' ich mich allein!

2. An meines Heilands Kreuzestod
nimmt auch mein Glaube teil,
ich bin von aller Sündennot
durch seine Wunden heil.

3. Ich lebe, aber nun nicht ich,
nein, Christus lebt in mir.
Dies kommt dem Fleisch zwar wunderbar,
dem Glauben selig für.

Potsdam, den 17. November 1831.“

An demselben Tage schrieb er noch folgendes:

„Es wurde mir heute zum erstenmal gezeigt, daß die beste Betrachtung des Leidens Jesu darin besteht, daß wir dasselbe, nämlich sein Kreuz, durch Verleugnung der Welt auf uns nehmen. Wer sich in nichts mehr der Welt gleichstellen will, in dem wird Christus schon etwas zu leiden bekommen, und da findet sich die Betrachtung von Christi Leiden von selbst. —

Übrigens ist heute mein jahrelanges Gebet um diese Gnade erhört. Der Herr sei gelobt!

Potsdam, den 17. November 1831."

Zu diesen rein geistigen Erlebnissen kamen bald auch solche sinnlicher Art hinzu, die Tschirschky jenen zwar nicht gleich achtete, die er aber doch auch als Mitteilungen der göttlichen Gnade empfand. Darüber lesen wir:

„Den 22. November 1831.

Nachdem ich schon seit längerer Zeit oft ein mir bisher ungewöhnliches Brausen und Tönen zu vernehmen geglaubt, ohne darüber recht ins Klare kommen zu können, habe gestern zum ersten Male und heut zum zweiten himmlische Akkorde vernommen, wofür ich meinem Vater im Himmel danke. — Er mache es mit mir ferner nach seinem Wohlgefallen, lasse mich aber meine Hauptseligkeit in dem Geheimnis der Gemeinschaft der Leiden seines lieben Sohnes Jesu Christi finden; aber nicht allein mich, sondern alle meine Brüder und Schwestern in ihm. Amen, Amen."

Auf die Hochflut frommer Begeisterung, die aus diesen Worten spricht, folgte dann eine Zeit der Ebbe. Aber nach wenigen Wochen erreichte er wieder die alte Höhe und lebte nun dauernd im seligen Gefühl der Kindschaft Gottes. Wir lesen:

„Den 7. Februar 1832.

Nachdem ich seit Weihnachten, da ich in Berlin durch unvorsichtige Auskehr und manche daraus folgende Untreue einen Teil meiner inneren Vereinigung mit dem Herrn verloren hatte, fast ununterbrochen habe ringen, flehen und geistlich Mangel leiden müssen, ist in mir seit vergangnem Donnerstag Morgen 7 Uhr, also den 2. h., beim Reitenlassen in der Bahn, eine unaussprechliche Süßigkeit ausgegossen worden, die mich seitdem fast gar nicht mehr verlassen hat und mir, wie ich es hoffe, und mir auch der liebe Bruder Josua gesagt hat, als ein Anzeichen gilt, daß die Verheißung des Herrn in meiner Seele nahe sei! — Er sei gepriesen und sein Wille geschehe! Amen!" —

„Den 7. März 1832.

Noch immer fühle ich diese Süßigkeit, und dasselbe hat auch die liebe Schwester Salemon vom lieben Vater bekommen!

Ich werde in der gegenwärtigen Zeit auf das Unwidersprechlichste von meiner Kindschaft Gottes durch Christum vergewissert. Als Kinder unsres Vaters im Himmel sind wir Herren über alles! Durch die Liebe allen Menschen untertänig."

Die beiden Namen Josua und Salemon, die der Leutnant hier nennt, gehören nicht leiblichen, sondern geistlichen Geschwistern, solchen, die wie er vom Geiste der Quäker erfüllt waren und sich nach der Weise der ältesten Christen Bruder und Schwester nannten. Von dem Bruder Josua wissen wir sonst nichts, wohl aber von der Schwester Salemon. Es war Amalie Salemon geb. v. Hahn,¹⁾ die Witwe eines Intendanturrats, und Mutter zweier Kinder, die damals in Potsdam lebte. Sie war wie der Leutnant von lebendiger Frömmigkeit erfüllt, war aber älter und gereifter und daher maßvoller und besonnener als er, und hat ohne Zweifel auf den jungen Stürmer und Dränger einen wohlthuenden Einfluß ausgeübt. Bei aller Freundschaft, die sie mit ihm verband, war sie doch nicht blind gegen seine Fehler, und scheute sich nicht, das offen auszusprechen. Daß die Seelenfreundschaft zwischen dem dreißigjährigen Leutnant und der fünfunddreißigjährigen Witwe in der That vielfach auf diesen Ton gestimmt gewesen ist, das wird zart auch in den Zeilen angedeutet, die sie ihm in jenen Tagen ins Gedenkbuch schrieb:

„Den 10. März 1832.

Werden uns im Geiste die Fehler unserer Brüder anschaulich gemacht, so können wir es als eine Gnade erkennen, weil wir um so viel treuer und brünstiger für sie zu bitten getrieben werden, und sie deshalb noch mehr lieben müssen; ja führt uns der liebe Herr nicht besonders darauf hin, mit ihnen darüber zu reden, so wissen wir doch, daß ihnen geholfen wird, denn sein Wort heißt: Ja und Amen. Er allein kann alles tun, Ehre sei dem Herrn, Lob, Preis und Ruhm von Ewigkeit zu Ewigkeit!!"

¹⁾ Amalie war am 13. Jan. 1797 geb. und starb am 19. März 1860 in Grünberg in Schlessien. Ihr Sohn Karl (später Oberförster in Lehlingen) war geboren am 20. Dezember 1816 in Magdeburg, ihre Tochter Amalie (später an einen Justizrat Neumann in Grünberg verheiratet) war am 1. September 1820 in Torgau geboren (nach dem Sterberegister von Grünberg und Mittheilungen der Familie Neumann).

Der milde Einfluß der Schwester Salemon war ohne Frage heilsam und wohltuend, aber er hatte doch seine Grenzen. Amalie vermochte ihren jungen Freund schließlich doch nicht von den radikalsten Konsequenzen der Gesinnung zurückzuhalten, zu der er sich durchgerungen hatte. Er war erfüllt von den Ideen der Quäker, und war überzeugt, unmittelbare göttliche Offenbarungen erlebt zu haben. Er lebte innerlich in einer Welt, die völlig verschieden war von der, die ihn äußerlich umgab, wo man mit Ungläubigen zu unbußfertigen Predigern in die Kirche gehen mußte, wo man verpflichtet war, Eide zu leisten und Kriege zu führen, wo man sich vor Menschen beugte und in üppigen Vergnügungen dem Fürsten dieser Welt seinen Tribut zahlte. In dieser Umgebung hielt er's nicht länger aus. Er fühlte sich gedrängt, der Welt und den Mächten, die in ihr herrschten, frei und offen den Krieg anzusagen und die Wahrheit furchtlos zu bekennen, es mochte kommen, was da wollte. Bald gab es denn auch Gelegenheit, den ersten Schlag zu führen.

Der Bruch mit dem Bischof.

Am 28. März 1832 tagte die Potsdamer Bibelgesellschaft. Eylert führte den Vorsitz, Tschirschky war unter den Mitgliedern. Beide, der Bischof und der Leutnant, haben uns Berichte über diese Sitzung hinterlassen, die sich nicht ganz decken, aber auch nicht widersprechen, sondern ergänzen, und die in der Form für die beiden so verschiedenen Männer äußerst charakteristisch sind.

Eylert erzählt mit gewohntem Wortreichtum die Vorgeschichte und den Verlauf der Sitzung folgendermaßen:¹⁾

„In dieser Zeit starb der Hofapotheker Franke, ein origineller Mann. Geschickt, gewissenhaft und treu in seiner Kunst, ernst und liebevoll in seinem Hause, zart und rein gegen seine Ehefrau, dienstfertig und freundlich gegen jedermann, besonders gegen Arme, ein guter Bürger und gehorsamer Untertan, ein positiv gläubiger Christ, ein großer Verehrer von Swedenborg, ein

¹⁾ Vgl. besonders zu diesem Stück die kritischen Bemerkungen über die Glaubwürdigkeit Eylerts oben S. 22 in Anm. 1.

Separatist im guten Sinne, liebenswürdig in seinen Sitten — übersah man manche Paradoxien an ihm, und die allgemeine Stimme sagte von ihm: „Er ist ein sonderbarer, aber doch ein edler Mann.“ Ein warmer, frommer Bibelleser, war er auch ein tätiges Mitglied der hiesigen Bibelgesellschaft, und ich hatte als Präsident derselben, wiewohl sonst mit dem edlen Manne befreundet, zu tun, um vorzüglich ihn von allen Schritten zurückzuhalten, die unter der Würde der Heiligen Schrift sind. Nicht gewaltsam kann ihre Verbreitung bewirkt werden, man darf sie, ihre Göttlichkeit und Unentbehrlichkeit, nur möglichst warm empfehlen, und muß den Erfolg der Freiheit und Selbstbestimmung überlassen. Der Hofapotheker Franke aber war ein gemüthlicher Menschenfreund und hatte den Grundsatz, daß er als Gottes Haushalter von allem, was er jährlich durch seinen redlichen Fleiß erwerbe, die Hälfte den Armen geben müsse. Dies tat er wirklich; in der größtenteils dürftigen benachbarten volk- und besonders kinderreichen Kolonie Nowawes gab er umsonst die jährliche vorgeschriebene Arznei. Dieser seiner milden Gesinnung gemäß vermachte er in seinem Testament sein noch immer ansehnliches Vermögen seiner würdigen Frau, und da die tugendhafte, glückliche Ehe ohne Kinder war, die andre Hälfte den hiesigen Armen und ihren bestehenden, zum Teil neu zu begründenden wohltätigen Stiftungen. Unter diesen war auch die Bibelgesellschaft mit einer ansehnlichen Summe bedacht, wobei er deren Anwendung und Benutzung der freien, zweckmäßigen Disposition überließ. In dem Besitze dieses ansehnlichen Legats kam die Benutzung desselben in einer Generalversammlung, in welcher fast alle Mitglieder gegenwärtig waren, zur Sprache. Der Präsident nahm das Wort und sprach: „Es fragt sich: Wie soll die Bibelgesellschaft dieses Vermächtnis ihres entschlafenen Freundes verwenden? Es läßt sich diese Frage auf zwiefache Art beantworten: entweder können wir die ganze Summe ausgeben und in Bibeln an Arme, die sie noch nicht haben, verteilen; oder wir machen das geschenkte Geld zum eisernen Bestand, gründen damit einen Fonds und verwenden die jährlichen Interessen dieses Kapitals zum Ankauf von Bibeln für Bedürftige. Der Testator hat darüber nichts bestimmt. Es hängt also von uns ab, welche Einrichtung

wir treffen wollen. Ich bin der unmaßgeblichen Meinung, daß das Vermächtnis nicht verteilt, sondern ein Vermögen der milden Stiftung damit gegründet, und dessen Einkommen jährlich zum Besten der Armen verwendet werde. Meine Gründe für diese unvorgreifliche Ansicht sind folgende: Jetzt in unsrer guten Zeit gilt die Heilige Schrift wieder, und es ist ein wahrer Glanzpunkt, daß sie wieder in ihr Recht getreten, und sie, was vorher in dieser Art nie geschehen, planmäßig unter die, welche sie nicht haben, verteilt und verbreitet wird. Jetzt ist es so, unter der Regierung eines vortrefflichen, schützenden Königs, dessen Minister es sich zur Ehre rechnen, Präsident und Mitglieder der Bibelgesellschaft zu sein. Hoffentlich wird es so bleiben; die christliche fromme Gesinnung des Kronprinzen und die Pietät des königlichen Hauses berechtigt zu den besten Hoffnungen. Aber es könnte auch anders sein; die Denkart des Königs bestimmt die Handlungsweise der übrigen, und nach seinem Beispiel richtet sich alles. Der Geist der Zeit kann sich ändern und eine andre Richtung nehmen, und in seinem Geschmack ebenso abhold der Bibel werden, als er ihr jetzt hold ist. Für solche üble Tage, die kommen können, ist es wichtig, für die fortdauernde Existenz der Bibelgesellschaft gesorgt und ihr Bestehen gesichert zu haben. Es ist ein schlimmes Ding überhaupt, besonders aber für eine ganze Korporation, von Gunst und Ungunst abzuhängen, dagegen unabhängige Selbständigkeit eins der größten Güter ist. Lassen Sie uns, meine Herren, den jetzigen günstigen Augenblick festhalten und benutzen. Die beste Benutzung der Gegenwart ist Sorge für die Zukunft und ihre Sicherstellung; unsre Nachfolger werden uns einst dafür danken. Zudem brauchen wir das Geld jetzt nicht; unsre Ausgaben sind für unsern Wirkungskreis vollkommen gedeckt durch unsre Einnahmen und jährlichen Beiträge; ja, wir haben mehr, als wir brauchen, wenn uns der König seine Gunst, wie wir hoffen, erhält. Dazu kommt, daß wir so am besten für das gesegnete dankbare Andenken unseres heimgegangenen Freundes Franke sorgen, da sein frommes Vermächtnis in unsern Annalen dadurch Dauer erhält; hingegen seine Wohlthat und sein Name vielleicht schon in der nächstfolgenden Generation ganz vergessen wird, wenn sein Geld

ausgegeben ist. Wir erfüllen also eine Pflicht der Pietät gegen ihn, wenn wir sein Andenken unter dem Namen: „Frankesche Stiftung“ erhalten; vielleicht folgen auch andre seinem edlen Beispiele. Auch ist solche Vorsorge durchaus christlich und nach der Lehre der Heiligen Schrift. Unser Heiland untersagt uns zwar das Sorgen für den andern Tag und will uns ein kindliches Vertrauen zu unserm himmlischen Vater einflößen; aber er versteht hier unter „Sorgen“ ein wirkliches Sorgen, Tun Wirken, Haben, Schaffen, als wenn alles dabei, auch die Zukunft, die doch in Gottes Hand liegt, von ihm, dem Menschen, abhängt. Es ist unnütz und töricht, so, von dem Regierer des ganzen und einzelnen losgerissen, danach sein Schicksal bestimmen zu wollen, da doch alles durchgängig ganz anders kommt und es doch geht, wie es gehen soll. Aber keineswegs will unser Heiland von uns ein blindes, untätiges Vertrauen; vielmehr verlangt er von uns ein weises Rücksichtnehmen auf obwaltende Verhältnisse und ihre Zukunft; der Apostel verlangt von Christen, daß ihr Gottesdienst ein vernünftiger sein soll; und diejenigen, welche die Vorschrift: „Ihr sollt nicht sorgen!“ buchstäblich nehmen, werden, wenn es zu spät ist, ihre Gedankenlosigkeit und ihren Leichtsinn, ja Unbesonnenheit beklagen. Daran, daß es so vielen übel geht, wenn die Zeiten sich geändert haben, und so viele Institute, die sich hoffnungsvoll ankündigten, wieder auflösen, sind die Menschen selbst schuld, warum haben sie heute nicht an morgen gedacht, warum nicht die Warnungen Jesu benutzt, der ausdrücklich lehrt: „Wer ist unter euch, der etwas unternimmt, der einen Turm bauen will, und sitzt nicht zuvor und überschlägt die Kosten, ob er's habe hinauszuführen? auf daß nicht, wo er den Grund gelegt hat, und kann es nicht hinausführen, alle, die es sehen, fangen an seiner zu spotten“ (Luk. 14, 28. 29). Solcher unpraktischen Weisheit wollen wir uns nicht schuldig machen, sondern auf einer neuen gewonnenen festen Basis fortbauen für die Zukunft; ich trage darauf an, daß das Frankesche Vermächtnis nicht ausgegeben, sondern zusammengehalten werde, damit es ein bleibendes Vermögen der Bibelgesellschaft zu Potsdam werde, von dessen jährlichen Einkünften die Armen Bibeln erhalten.“

Alle Mitglieder waren meiner Meinung, nur zwei nicht. Der eine sprach ruhig, nach seiner Überzeugung christlich und bescheiden; der Husarenleutnant aber wurde laut und ließ sich mit starker, fester Stimme also vernehmen: „Sie, Herr Präsident, haben soeben unsere Zeit einen Licht- und Glanzpunkt genannt; sie ist aber eine ägyptische Finsternis. Das wahre Licht der Welt, Jesus Christus, wird durch die Sophismen der Vernunft verdunkelt, und durch blendenden Schein aus den Augen gerückt. Zwar nennt man ihn noch den Herrn; aber eben das ist die Tiefe des Satans, der sich in einen Engel des Lichts verstellt und sein Werk in allen seinen Kindern der Finsternis hat. Zwar wird die Heilige Schrift verteilt; aber auf den Heiligen Geist kommt es an, durch dessen gnädige Erleuchtung man sie allein versteht. Dazu braucht man den Schutz des Königs, wie Sie knechtisch gesagt haben, nicht. Der, welcher sein Werk schützt, leitet und regieret, ist unendlich größer und mächtiger als ein irdischer König, der, wenn er gleich Zepter und Krone trägt, doch ein sündhafter, sterblicher Mensch ist. Der Herr der Herrlichkeit zur Rechten des Vaters, Jesus Christus, ist der König aller Könige, und der Herr aller Herren. Vollends erbärmlich erscheint, was von dem verstorbenen Hofapotheker Franke zur Bewahrung seines Andenkens, zur Erhaltung seines Gedächtnisses vergötternd gesagt ist. Er war ein Diener Jesu Christi; er, der Herr, hat den Schlüssel zu allen Herzen und zu allen Geldkassen. Von ihm kommen alle guten Gedanken und alle vollkommenen Gaben. Ihm also und nicht dem, welchem er nur das Vermögen verliehen, verdankt die Bibelgesellschaft das in Rede stehende Vermächtnis. Nicht uns die Ehre, sondern nur allein Gott! Der Jünger Jesu Christi verwirft alle menschlichen Apotheosen; es gibt keine Heiligen, nur Einer ist heilig. Der Apotheker Franke mag vergessen werden, wenn nur Jesus Christus in unsern Herzen lebt. Nicht von sündhaften Menschen, deren sogenannte Tugend ein beflecktes Kleid ist, erwarten wir Hilfe, die Werkheiligkeit ist nichts; Christus hat sie zerstört; wir werden nicht durch Werke, sondern allein durch Jesum Christum und den Glauben an ihn selig. Verstehen Sie das, Herr Präsident? Nein, Sie verstehen es nicht. Es ist eine Sünde und Schande, daß sie Präsident der

Bibelgesellschaft sind. Sie haben wie ein Heide gesprochen. Sie führen die Menschen von Christus ab, statt daß Sie sie zu Christus führen sollten. Sie sorgen ängstlich für die Zukunft, denken nicht daran, daß sie in den Händen des Herrn liegt. Aber das kommt daher, weil es Ihnen am rechten Glauben fehlt. Sie sind ein Ungläubiger, ein Atheist."

Diese Anklagen, welche in Injurien übergingen, sagte der Leutnant von N. N. in steigendem Affekt, der ein sprühender Zorn wurde. Das Auge glühte, die Faust ballte sich, der Schaum stand vor dem Munde, der Degen rasselte, die Füße stampften, der ganze Körper war in Bewegung. Man sah einen Fanatiker, der raste und mit Schimpfworten um sich warf. Mit Erstaunen erblickte man den Mann, der nicht wußte, was er tat. Es wäre vergebens gewesen, seine Wut zu dämpfen; ich gebot Stille, sprach einige ruhige Worte und hob die Konferenz auf. Alle ohne Ausnahme folgten mir, und man war einstimmig der Meinung, daß der Herr von N. N. exkludiert werden müsse."

So der Bischof. Der Leutnant aber schrieb am Tage nach der Sitzung in sein Gedtenkbuch:

„Den 29. März 1832.

Habe gestern in der Konferenz der Bibelgesellschaft den Direktoren derselben gesagt, daß es eine Schande für Christen sei, bei solcher Gelegenheit nicht einmal den Herrn im Gebet anzurufen, worüber aber Bischof Eylert wütend geworden und mir das Maul verboten, worauf ich nach einem Augenblick eines bestürzten Schweigens ihm geantwortet, daß er ein Dieb und ein Wolf der Gemeinde Jesu Christi sei. — Nach diesen Worten stürzte alles zum Saale heraus, nur zwei bis drei machten mir noch vorher Vorwürfe.

Ich bin nicht mein eigen; Gott helfe mir. Sein ist die Macht und die Kraft und die Ehre und die Herrlichkeit. Amen."

Der Bischof war in der Sitzung dem Leutnant eine sachliche Entgegnung auf seine Rede schuldig geblieben. Er hat uns aber in seinem Buche seine theologischen Bedenken gegen ihn ausführlich dargelegt, und wir geben seine Worte wieder,

weil sie den Abstand zwischen dem weltentrückten Zeugen Christi und dem weltfrohen Kirchenfürsten in besonders helles Licht rücken:

„Der Mystiker und Pietist führt alles Gute einzig und allein auf Gott zurück: sehr wahr und richtig, — aber darüber sollen und dürfen wir die Menschen nicht vergessen, durch welche er mittelbar gibt und wirkt. Wenn sie statt Böses Gutes tun, sich gläubig selbst verleugnen und beherrschen, von ihrem Vermögen einen weisen, menschenfreundlichen Gebrauch machen und sich von einer nur würdigen Seite zeigen, so gebührt ihnen Achtung und Dank. Dieser Dank ist ein natürlicher Ausfluß der Liebe, womit wir nach der Lehre Christi alle Menschen, besonders aber unsere Wohltäter umfassen sollen. Der Dank und seine Äußerung verschönert, bereichert und vergeistigt das Leben; er ist das schöne, zarte Band, welches Menschen an Menschen knüpft und den Verkehr in der Welt friedlich zusammenhält; er ist es, der die Vergangenheit inhaltreich, die Gegenwart genußreich und die Zukunft heiter macht. Ein guter Mensch ist darum auch immer ein dankbarer Mensch, so wie Undank das schwärzeste Laster ist. Mit Recht sagt man: Wenn du jemand einen Undankbaren genannt hast, hast du von ihm alles Nachtheilige gesagt. (*Ingratum si dixeris, omnia dixisti.*) Die Pietisten und Mystiker unserer Zeit sind aber in ihrer Überspannung darum undankbar, weil Gott und der Herr allein ihnen alles ist und die Menschen ihnen nichts sind; und doch können Gott und Jesus Christus nur dann erst alles werden, wenn die Menschheit uns alles geworden ist und wir für sie leben und wirken. Nur durch den Bruder, den wir sehen, kommen wir zu Gott, den wir nicht sehen, und nur der, welcher in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott in ihm. Alle Frömmigkeit ohne Menschenliebe ist Wahn und Selbstbetrug. Opfere dich für den Pietisten und Mystiker auf, reiße ihn aus Noth und Verlegenheit, verschaffe ihm ein Amt, diene und hilf ihm, — aber erwarte von ihm keinen Dank, denn du bist es ja nicht, der du ihm dich hingegeben hast, der Herr ist es, der den Willen und die Kräfte dazu gab, [ihm allein und nicht schwachen Menschen gebührt der Dank. Ich darf bei dieser harten Beschuldigung nicht erst sagen, daß hier allein die

Rede ist vom Aſterpietismus und Myſtizismus unſrer Zeit, der in ſeiner Überſchwenglichkeit alle Mittelurſachen, an welche doch die Erde und ihre Bewohner geknüpft ſind, überſpringt und nur das Unmittelbare will. Er erklärt die Heilige Schrift nicht nach der Analogie des chriſtlichen, kirchlichen Glaubens, ſondern, träumend von einem inwendigen Worte, nach den Eingebungen einer exaltierten Phantaſie, legt er ſie aus; in ſolcher Schwankung widerſtrebt er, ohne Geſetz und Regel, jeder kirchlichen liturgiſchen und unierten Ordnung, und geſtaltet ſich als Separatiſmus. Daß aber gerade der dürre, kraftloſe, aller Gewißheit ermangelnde Rationaliſmus es war und iſt, der alle phantaſiereichen Gemüther, wenn ſie in ihm nicht fanden, was ſie ſuchten, zu dieſem phantaſtiſchen Myſtizismus bringt, und daß beide, von einem Extrem zum andern geführt, nicht wiſſen, was ſie thun und bewirken, es ſind, die zum Romanismus führen und den Jeſuiten in die Hände arbeiten, kann nicht offen oft und laut genug geſagt werden. Nur dieſen Aſterpietismus und Myſtizismus meine ich hier; nicht dem echten, wahren habe ich wehe thun wollen. Denen, welche die chriſtliche Religion mit dem Herzen auffaſſen, verdankt die chriſtliche Kirche große Wohlthaten: die Andacht des Pietismus und die Innigkeit der Myſtik war oft, beſonders zur Zeit der ſcholäſtiſchen Theologie, die Bewahrerin echter Frömmigkeit; ſie iſt es noch immer bei allen, welche ſie bibliſch rein in wahrer Gottesfurcht auffaſſen, namentlich auch größtenteils in der Brüdergemeinde, den Stillen im Lande. Das Geheimnis (Myſterium) des Herrn iſt unter denen, die ihn fürchten; und ſeinen Bund läßt er ſie wiſſen. Psalm 25, 14.“

Der Abſchied.

„Der unangenehme Vorfall ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt und erregte allgemeine Indignation. Er kam auch zur Kenntniſ des Königs, und ich mußte ihm den Hergang der Sache erzählen. Wiewohl dies hiſtoriſch treu geſchah, ſo nahm er doch den Huſarenleutnant in Schutz. Er, der gnädige Herr, ſagte: „Hier ſind nur zwei Fälle denkbar. Er muß entweder kaſſiert werden oder nicht. Geſchähe es, ſo wäre die Strafe zu

hart, da der Keim und die Absicht gut ist. Geschieht es aber nicht, dann bleibt er im Dienst, so darf keine Schmach auf ihm liegen. Er ist von seinem unverständigen Eifer zurückzubringen und zu bessern. Sie haben ihn gereizt. Ich will ihn von Potsdam wegnehmen und nach Berlin versetzen. Einer der Prediger soll ihn belehren und ihm Mäßigung beibringen. Ich werde es gern sehen, wenn die Bibelgesellschaft ihn nicht förmlich ausstößt und das auf sich beruhen läßt. Ein Offizier darf nicht den Schmutzflecken der öffentlichen Schande auf seinem Namen haben. Er trägt seine Ehre auf der Degen Spitze."

Mit unglaublicher Nachsicht und Güte nahm sich der hohe Herr des Mannes an und sprach selbst ermutigend zu ihm. Aber der Verirrte, statt in sich zu gehen und ruhiger zu werden, wurde in seinem Egoismus dadurch noch mehr bestärkt und bekam, da er die Allerhöchste Aufmerksamkeit auf sich gezogen, von der Wichtigkeit seiner Person und der Wahrheit seiner Ansicht eine noch vorteilhaftere Ansicht."

So schildert der Bischof die erste Nachwirkung des erregten Auftritts in der Bibelgesellschaft. Sein Bericht verdient im ersten Teil durchaus unsern Glauben. Daß der fromme Leutnant, der den Bischof einen Heiden gescholten hatte, alsbald zum Potsdamer Stadtgespräch wurde, ist begreiflich. Auch die Worte des Königs sind echt, und der Erzähler fügt ausdrücklich hinzu, daß sie „buchstäblich“ so gesprochen sind. Aber die Sätze, in denen Eylert über den Leutnant spricht, treffen den Kern der Sache nur sehr oberflächlich. Sie sind weniger das Urteil eines unparteiischen Geschichtsschreibers, als ein Ausdruck der Entrüstung über den fatalen Menschen, die noch nach mehr als zehn Jahren in dem Gemüt des Kirchenfürsten nachzittert. Die Selbstzeugnisse Tschirschkys aus jenen Tagen und Wochen zeigen nicht Hochmut und Leichtsinn als beherrschende Stimmungen, sondern verraten das heiße Ringen einer Seele, die sich dem Willen Gottes, wie sie ihn versteht, in Demut unterwirft. Auch von einer persönlichen Unterredung des Königs mit dem Leutnant sagen uns die eigenhändigen Niederschriften Tschirschkys nichts. Der Gang der Dinge ist vielmehr folgender gewesen:

Drei Tage nach seinem stürmischen Auftreten in der Bibelgesellschaft tat der Leutnant einen Schritt, der für ihn ungleich folgenschwerer werden mußte, als der Angriff auf den Bischof. Wir lesen im Gedenkbuch:

„Den 4. April 1832.

Habe am vergangenen Sonnabend, den 31. März, dem Oberst erklärt und es sofort schriftlich einreichen müssen, daß ich nicht mehr schwören und auch nicht mehr mit dem Regiment in die Garnisonkirche gehen will! — Ich warte nun der Dinge, die da kommen sollen.“

Sei du mir nur nicht schrecklich! — Meine Zuversicht in der Not. Jer. 17, 17.“

Das war der Anfang vom Ende. Das war nichts Geringeres als die Absage an den königlichen Dienst. Vom Geist der Quäker getrieben, hatte der Leutnant offen und feierlich seine Abneigung nicht nur gegen die Landeskirche, sondern auch gegen Staat und Kriegsdienst kundgetan. Er hatte den Eid verworfen, die Handlung, die den Dienst im Staate weihet. Damit war in der That sein Schicksal besiegelt.

Die Ereignisse gingen nun ihren unvermeidlichen Gang. Das wichtigste darüber lesen wir im Gedenkbuch:

„Den 10. Mai 1832.

Ich bin vergangenen Freitag vom Dienst dispensiert worden, bis zur Entscheidung des Königs. Letztere ist dahin vorläufig ausgefallen, daß ich Befehl erhalten, mich mit dem Hofprediger Strauß in Berlin zu besprechen. Dies ist vergangenen Montag und Dienstag, den 7. und 8. h., geschehen und hat den Erfolg gehabt, daß ich mir hinsichtlich des Eides 14 Tage Bedenkzeit erbeten habe, hinsichtlich des Garnisonkirchenbesuches bei meiner ersten Erklärung und deren Beweggründen geblieben bin. Diese beiden Tage in Berlin waren zwei harte Tage für mich. Gott helfe mir! Amen.“¹⁾ —

1) Friedrich Strauß, Hofprediger und Professor der praktischen Theologie in Berlin (geboren in Iserlohn) hatte in Elberfeld eine große Erweckung miterlebt und war ein ausgesprochener Gegner des Rationalismus. Er war in weit höherem Maß als Eylert ein Träger und Förderer des

„Den 15. Mai 1832.

Bin in großer Versuchung, im Glauben Schiffbruch zu erleiden. Der Teufel und die Welt und die Sünde (Fleisch und Blut) wollen mir den herrlichen Glauben (Christus in mir) rauben. Aber der Herr hat mich aus der Versuchung erlöst und mir seit vorgestern jenen Glauben wiedergeschenkt, so daß ich wieder im Licht bin und nun auch das Licht sehen kann. Herr, führe mich nicht in Versuchung und führe alles herrlich hinaus. Amen!“

Die vierzehntägige Bedenkzeit verstrich, ohne daß er seine Erklärung über den Eid zurücknahm, und so ging das Verfahren einen Schritt weiter. Er schreibt:

„Den 1. Juni 1832.

Bin heute morgen zum Obersten gerufen worden, wo mir die Kabinettsordre des Königs vorgelesen ist, daß, im Falle ich meine Irrtümer, wie man meine Meinung, nicht zu schwören, nennt, nicht erkenne, ich entlassen werden müsse und zu dem Befund von dem Herzog¹⁾ dem König Eingabe gemacht werden möge; ich habe erklärt, da ich durch nichts von meinen Irrtümern überführt sei, — ich auch bei meinem Glauben, nicht schwören zu dürfen, beharren müsse. Sonderbar war das Seufzen, welches ich bei dieser Gelegenheit in dem Zimmer des Obersten vernahm.

Ich bin in guter Zuversicht und versichere mich des Allerbesten! Amen!“

Wie die Verhandlungen in den letzten Wochen im einzelnen verlaufen sein mögen und welcher Art die Schwierigkeiten waren, mit denen Tschirschky während dieser Zeit zu ringen hatte, darüber liegen uns keine unmittelbaren Zeugnisse vor. Doch sind mancherlei Gerüchte zu Eulert gedrungen. Er hat wahrscheinlich mit dem Hofprediger Strauß und mit den Vorgesetzten Tschirschkys den Fall besprochen, und daher ist ihm

neuen Lebens, und stand also dem Leutnant ein gutes Stück näher als der Bischof. Siehe über ihn den Artikel in Tscharnack's Rel. in Gesch. und Gegenwart; Band V und Tiesmeyer, Die Erweckungsbewegung; Band III, S. 342.

¹⁾ Vielleicht Karl Herzog von Mecklenburg, kommandierender General des Gardekorps (s. Bredow-Wedell: Historische Rang- und Stammliste).

noch mancherlei im Gedächtnis geblieben, Richtiges und Verkehrtes, Richtiges wie dies, daß der Eid im Mittelpunkt der Verhandlungen stand, Verkehrtes wie dies, daß der König den Leutnant dauernd nach Berlin versetzt habe, was in Wirklichkeit nicht geschehen ist. Immerhin verdienen seine Mittheilungen Beachtung, weil sie zeigen, was man sich damals in Berlin und Potsdam von dem merkwürdigen Leutnant erzählte. Er schreibt:

„Der Prediger, dem er übergeben war, richtete nichts mit ihm aus. Er wollte das in der Heiligen Schrift gegebene Wort immer erklären durch das ihm geoffenbarte innerliche. Seinen subjektiven Gefühlen hingegeben, die er für göttliche Eingebung hielt, geriet er auf die abenteuerlichsten Dinge und Behauptungen und sank aus einer Ekstase in die andere. Er las fleißig die Heilige Schrift und nahm alles, selbst die Parabeln, die Bilder und Allegorien, wörtlich und buchstäblich, so daß es oft an Berrücktheit grenzte. Vom Geiste der Bibel, der lebendig macht, hatte er nicht nur keinen Begriff, er hielt vielmehr diesen für subjektive Willkür, und um konsequent zu bleiben, sagte er seltsame Dinge, die den Unterrichteten mit Widerwillen und den Spötter mit Hohn und Lachen erfüllten. Dabei war er stolz und hielt sich selbst für auserlesen und war gegen Andersdenkende unduldsam, hart und lieblos. Zwischen ihm und andern Offizieren in Berlin, die ihn aufzogen, fanden allerlei wunderliche Auftritte, die ein seltsames Gemisch von Göttlichem und Profanem waren, statt, und um keine Untersuchungen herbeizuführen, verheimlichte man sie dem Könige.

Das anormale Betragen im Dienste konnte ihm aber nicht länger verborgen bleiben, da auch die Vorgesetzten den Widerspenstigen nicht in Ordnung bringen konnten. Vollends verdarb er es damit, daß er, dazu kommandiert, nicht bei der Eidesleistung der Rekruten erscheinen wollte: Er führte zu seiner Rechtfertigung den Spruch Christi an: „Ihr sollt überhaupt nicht schwören.“ Zuletzt ging er so weit, daß er bereute, dem König bei der Fahne den Eid der Treue geschworen zu haben, und in einem Immediatschreiben nahm er diesen Eid, den er für eine unchristliche Handlung hielt, förmlich zurück. Er

kündigte also nach der bestehenden Verfassung dem Landesherrn den Dienst auf und steckte, da er das viele Reden nicht lassen konnte, auch andere Soldaten mit seinen fanatischen Irrtümern an. Er mußte also seines Dienstes entlassen werden, da er nicht mehr tun wollte, was er tun sollte.“

In der Zeit, als sich so sein äußeres Geschick mit raschen Schritten vollendete, erlebte Tschirschky während der ersten Junitage in stiller Einsamkeit Augenblicke höchster Entzückung, in denen er die Unvollkommenheit der Kirchenchristen weit von sich wies und zu der Überzeugung durchdrang, als Geistgesalbter Christus gleich zu sein, ja Größeres zu vermögen als Christus. Er schreibt:

„Den 4. Juni 1832.

Wer wahrhaftig an Christus glaubet, als den Herrn, der unsre Gerechtigkeit ist, der wird dadurch auch wahrhaftig gerecht, nicht nur dem Glauben, sondern auch dem Leben nach. Unser jetzt gepredigter Zurechnungsglaube, bei welchem man immer von Wiedergeburt schwäzhet, ohne je dazu zu gelangen, weil man den alten Adam nicht als mit Christo gekreuzigt glauben und daher die Sünde als hier nicht gänzlich ertötet ansehen will, ist eine verfluchte Lehre, mit welcher der Teufel auch die Auserwählten verführen möchte, wenn's möglich wäre.“ —

„Den 7. Juni 1832.

Heute beim Ausreiten ist mir zuerst, nachdem ich gestern beinahe den ganzen Tag hatte bekennen müssen, daß ich keinen Glauben habe, vom Geist das Wort vorgelegt worden, daß das, was die Salbung uns lehre, recht sei und keine Lüge und daß wir dabei bleiben sollen. Bald darauf, auch auf dem Ritt, wurde mir gegeben, daß der Vater in mir sei durch den Glauben an Christum, wie in Christo selbst, und daß ich also durch den Vater, der in mir ist, dieselben Werke und noch größere tun werde als Christus, — so es nämlich sein und nicht mein Wille! Halleluja — Amen!“¹⁾

¹⁾ Der Begriff der Salbung (des Chrisma in Joh. 2, 20) worin die nahe Verwandtschaft der Christen mit Christus zum Ausdruck kommt, ist ein Lieblingsgedanke der Quäker. Die Salbung von oben genügt; die Gläubigen bedürfen niemandes, sie zu lehren, sagt Fox (RC. 16, S. 358).

An demselben Tage, dem 7. Juni, wurde die Kabinettsorder ausgefertigt, die seine Entlassung verfügte. Einige Tage später hatte er das Schriftstück in Händen.

Mit großen Schriftzeichen trug er dieses Ereignis ins Gedenkbuch ein:

„Den 13. Juni 1832.

Heute meine Entlassung aus königlichen Diensten erhalten.“

So war gekommen, was kommen mußte, und es traf ihn nicht als ein niederschmetterndes Schicksal, nein, er hatte ja nur erreicht, was er wollte, und durfte also eher sich eines Sieges freuen, als über eine Niederlage trauern. Und hiermit war es ihm noch nicht genug, er wollte alles von sich weisen, was ihn nur irgend noch an seinen früheren Beruf erinnern mochte. Und er tat es mit rücksichtsloser Konsequenz.

„Der König“ so berichtet Eylert, „hatte, statt unwillig zu werden, Mitleiden mit ihm und ließ ihm nach seinem Range eine jährliche Pension auszahlen. Aber im Vertrauen auf den Herrn, dem er zu dienen glaubte, schlug er nicht nur diese, sondern auch ein ansehnliches königliches Geschenk mit geistlichem Hochmut aus. Er brachte dadurch alles gegen sich auf, und man hatte kein Mitleid bei dieser Katastrophe des Lebens mit ihm, da er selbst nicht dabei litt. Vielmehr fühlte er sich nun frei, da er tun und lassen konnte, was er wollte. Seine mystische Erhebung nahm zu, und er glaubte, er litte des Herrn wegen, und fühlte sich als sein Jünger und Apostel.“¹⁾

So entfremdete sich Tschirschky mehr und mehr seiner alten Umgebung, und der Aufenthalt in Potsdam unter den vielen ihm von früher her bekannten Menschen, die größtenteils jetzt gar kein Verständnis, sondern nur noch ein bedauerndes Lächeln für ihn übrig hatten, mußte ihm auf die Dauer unerträglich werden. So entschloß er sich, eine Gegend aufzusuchen, wo er offene Herzen fand für das, was er selbst erlebt hatte und andern mitteilen wollte.

¹⁾ Die Nachricht Eylerts über die Ablehnung der Pension und des königlichen Geschenkes verdient Vertrauen. Tschirschky hat, wie wir sehen werden, später selbst ausgesagt, daß er für seine Person kein Ruhegehalt beziehe.

Und er wußte, wohin er sich zu wenden hatte. Um die Zeit seiner Verabschiedung lernte er in einer Versammlung einen westfälischen Bauern kennen, Simon Varenbrinck aus der Gegend von Blotho. Der war Quäker und kam nach Potsdam, um wegen Beschränkung seiner Gewissensfreiheit beim König persönlich Klage zu führen. Der Mann gefiel dem Leutnant, der eben um seines Gewissens willen den königlichen Dienst verließ, und als es dann galt, eine neue Heimat zu finden, entschloß er sich schnell dem Varenbrinck zu folgen. So kam er ins Ravensberger Land.

Die Ravensberger und der neue Prophet.

Die Gegend um Herford und Blotho nördlich bis ins Mindensche hinein, südwestlich bis über Bielefeld hinaus und auf der andern Seite bis tief ins Fürstentum Lippe-Detmold, ist seit Jahrhunderten eine Stätte lebendiger persönlicher Frömmigkeit gewesen. Hier fand man von altersher bei Städtern und Landleuten, nicht zum wenigsten bei den Bauern auf ihren einsamen Höfen wie bei den zahlreichen Spinnern und Webern an ihren Rädern und Stühlen eine fromme Gesinnung, die sich nicht im oberflächlichen Mitmachen kirchlicher Formen erschöpfte, sondern eine starke und selbständige Innerlichkeit entwickelte und unter Umständen in eine gewisse Spannung zum kirchlichen Leben trat. Man darf freilich nicht sagen, daß diesen Leuten von Natur ein ausgesprochener Hang zum Separatismus eigen wäre. Im Gegenteil: sie ehren die Kirche und das kirchliche Amt. Aber wo die Prediger auf den Kanzeln den Durst ihrer Seelen nicht zu stillen vermögen, da scheuen sie nicht vor der Separation zurück und sammeln sich um gläubige Laien, die hin und her in den Häusern ihre Erbauungstunden halten, oder sie suchen fremde Prediger auf, oder schließen sich wohl gar einer Sekte an. Übrigens ist es bezeichnend für den Charakter der Leute, daß es fromme Stundenhalter immer wieder auch innerhalb der kirchlichen Gemeinden gegeben hat, die nicht als Gegner des Pfarrers, sondern in bestem Einvernehmen mit ihm, und als treue Gehilfen ihres Amtes gewaltet haben.

Der fromme Geist des Ravensberger Landes tritt schon früh in der Kirchengeschichte zu Tage. Bereits im Mittelalter

war die Stadt Herford als „dat hillige Hervede“ weithin bekannt und war ein Sitz der Brüder vom gemeinsamen Leben. Sehr früh hat diese Stadt die Reformation angenommen, und bald ist ihr das umliegende Land nachgefolgt. Die pietistische Bewegung des 18. Jahrhunderts hat mächtig ins Ravensbergische hineingewirkt, und noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, als bereits der Rationalismus die Kanzeln zu erobern begann, predigten Männer wie Weihe und Kaufschubusch nach der Weise des Pietismus von Sünde, Buße und Gnade und entfalteten eine tiefgreifende und weithinreichende Wirksamkeit. Mit der Zeit freilich gewann der Rationalismus das Feld. Aber je weiter er in der großen Kirche vordrang, desto mehr bildeten sich kleine Gemeinschaften, welche die öffentlichen Gottesdienste mieden und sich auf ihre eigene Art erbauten, bis sich ein Pfarrer fand, mit dem sie Fühlung gewannen.

Ein lehrreiches Beispiel für das religiöse Leben dieser Zeit und den Volkscharakter überhaupt bietet die Gemeinde Jöllenbeck bei Bielefeld. Als hier im Jahre 1768 Pastor Schwager sein Amt antrat, fand er einen großen Teil seiner Gemeindeglieder in der Separation. Anfangs eiferte der Prediger gegen die Abgesonderten, ohne Erfolg zu haben. Als er aber vom Kampf abließ und kräftig den Sündern Buße predigte, so wie sie es erwarteten, da kamen sie fast alle zur Kirche zurück. Nur zwei Schuster, von denen der eine sich Christus, der andere sich Joseph und seine Frau Maria nannte, bildeten mit ihren Familien noch längere Zeit eine Gemeinde für sich, die nicht arbeitete und in der Erwartung des nahen Endes dieser Weltzeit wilde Orgien feierte. Aber auch diese betrübende Erscheinung fand bald ihr Ende. Da der Pfarrer diese Schusterfamilien nicht bekämpfte und nicht zu Märtyrern machte, so gewannen sie keine Anhänger und kehrten schließlich, durch innere Zwiebracht zerrüttet, zur Ruhe und Ordnung zurück.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts, namentlich seit dem dritten Jahrzehnt, setzte dann wie überall so auch in Ravensberg die neue Erweckungsbewegung ein. Seit 1826 wirkte in Gütersloh Pastor Volkening, der mehr und mehr die Seele der Bewegung wurde und schließlich eine so tiefgehende Wirkung

ausübte, daß man ihm den Namen „Pietistengeneral“ gegeben hat.

Überall im Lande bildeten sich neue Konventikel, die theils im Anschluß an die Kirche lebten, theils, wo sie den Anschluß nicht fanden, ein abge sondertes Dasein führten. Da gab es neben vielen erfreulichen Erscheinungen auch mancherlei Auswüchse und ungesunde Schwärmereien. So wurde von einem Erweckten erzählt, daß er durch seine Gebete das Erscheinen des bluttriefenden Gekreuzigten erzwungen habe. Ein anderer richtete an alle, mit denen er zusammenkam, die Frage: „Seele, willst du Buße tun, oder soll dich der Teufel holen?“ Aber der ruhige Sinn überwog, und das fleißige Lesen der Heiligen Schrift übte eine heilsame Erziehung. Und die Führer und Stundenhalter warnten vor Überspannung und mahnten zur Ruhe, zur Geduld und zum Ertragen von Spott und Unrecht. Denn die Gegner nannten die Erweckten „Satanskinder“ und fügten ihnen viel Böses zu.

Bezeichnend ist eine Strophe, die in den frommen Versammlungen oft gesungen wurde:

„Die ihr die stillen Harfen noch
an Babels Weiden hänget,
singt euer Lied von Zion doch,
ob auch der Feind euch dränget.
Stimmt nur von der Erlösung an,
ob in das Lied auch dann und wann
sich eine Träne menget.“

Um diese Zeit gab es im Ravensberger Lande, namentlich in Minden, Eidinghausen, Exter und Wehrendorf, auch kleine Quäkergesellschaften. Ihre Ursprünge kennen wir nicht. Vielleicht sind sie fast so alt wie das Quäkertum selbst. Fox und Penn hatten Missionsreisen nach Deutschland unternommen. Penn war im Jahre 1677, kurz bevor er den Quäkerstaat Pennsylvanien organisierte, in Herford gewesen. Die Mission hatte in Deutschland keinen großen Erfolg gehabt, aber es läßt sich denken, daß gerade im Ravensbergischen einige Seelen der neuen Sekte zugefallen sind. Sicher ist, daß es seit dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts in Minden und Umgegend Quäker gab, die häufig von Brüdern und Schwestern aus England und Amerika besucht wurden und auch mit den

Gemeinden im benachbarten Pyrmont in lebhaftem Verkehr standen.

Im Jahre 1790 heiratete Dietrich Reckefuß aus Erter im Kirchspiel Berg vor Herford die Christina Cordes aus Wehrendorf im Kirchspiel Baldorf. Wegen seiner tiefen Verachtung gegen die Kirche verzichtete dieses Paar nach Quäkersitte auf kirchliche Trauung und veranstaltete eine Feier nach eigener Weise, wobei Dietrich sich selbst die Trauredede hielt. Was er da sagte, ist sehr bezeichnend für den Geist der Quäker und sei deshalb hier mitgeteilt: „Seelen, die von ihrem geistlichen Sündenschlaf auferwecket und von der Vorsehung in den Stand der heiligen Ehe berufen sind, haben folgende Regel wohl zu merken, daß sie nicht suchen sich zu verehelichen, um bloß ihren tierischen Gelüsten ein Genüge zu leisten, wie die Heiden, die von Gott nichts wissen, sondern sich mit allerlei Blendwerk begnügen lassen. Sie wissen sich auch ihrer Ehe zu rühmen unter dem guten Schein: Was Gott zusammenfüget, das solle der Mensch nicht scheiden, da es doch nur bloß von den meist sogenannten Geistlichen in ihrem selbsteignen, tierischen Namen geschieht. Denn was ist ihre äußere Verbindung mit den Ringen anders als Malzeichen des Tieres, wie in der Offenbarung Johannis steht, Kap. 13, 16. — Da nun ich, Johann Dietrich Reckefuß, mich mit der Christina Cordes verbindlich versprochen habe, in den Stand der heiligen und keuschen Ehe zu treten, so finde ich mich gedrungen, in Gegenwart meines lieben Herrn und Heilandes, Dir, Christina Cordes öffentlich in Gegenwart deiner und meiner Mitbrüder und Mitschwestern oder Mitpilger auf dem schmalen Wege zur Ewigkeit mein Jawort und Versprechen treu im Namen Gottes zu erneuern, und gelobe dir im Namen Gottes, dein getreuer Ehemann zu sein, von nun an bis zum Tode, in heiliger und keuscher Verbindung mit dir zu leben, deiner Seelen Nutzen in allen Dingen durch Gottes Gnade zu suchen, dir in allen Dingen heilsam und nützlich zu sein mit Rat und That, mit Beten und Arbeiten, in Mäßigkeit und Nüchternheit, allem Geiz und Mißgunst gegen dich und jedermann von Herzen zu entsagen, gegen dich auch nicht zänkisch und verschwenderisch sein, nicht von dir gegen jemand urteilen oder etwas afterreden, weder was heimlich oder

unter uns mag vorgehen, alle deine Fehler und Gebrechen ansehen als meine eigenen, gegen niemand dich darüber heimlich beschimpfen oder etwas leichtsinnig offenbaren, mit dir alles vorlieb zu nehmen, sauer und süß, Lieb und Leid, Armut und Reichthum, dein Kreuz als mein Kreuz anzusehen, unser einziges Bestreben sein zu lassen, daß wir als gehorsame Kinder in der inneren Gegenwart des lieben Vaters wandeln, damit unser tief gefallener Geist mag wieder zu seinem Ursprung kommen. Nun, herzlich geliebte Schwester Braut, einen solchen heiligen Stand begehre ich durch Gottes heilige Kraft mit dir anzufangen und bestätige dieses mit meinem und meiner eigenen Hand geschriebenen Namen. So wende ich mich nun zu dir, Christina Cordes, als liebe Schwester und Braut, und frage dich in der Gegenwart Gottes und meiner lieben Mitbrüder und Mitschwestern, ob du bewilligst in deinem Herzen und durch Gottes Gnade dich nun auf eben solche Art zu ergeben, nämlich zu meiner getreuen Ehefrau bis zum Tode, und mir nach der Ordnung Gottes als deinem Oberhaupt unterwürfig zu sein. — Hier prüfe dich denn nun wohl, ob du ein redliches Verlangen hast, mit mir in einen solchen heiligen Stand einzutreten, worin wir unser durch die Sünden verlorenes Ebenbild Gottes wiederfinden und zu unserm seligen Ursprung in die Einheit Gottes gelangen mögen. Ist dies zum festen Beschluß dein Herzens Wille und Meinung, so gib mir zuletzt dein durch Gottes Gnaden helles und deutliches Jawort und dazu mir und unsern Brüdern und Schwestern deine rechte Hand mit einem Liebeskuß.“

Wegen dieser Selbsttrauung hatte Reckefuß schwere Verfolgungen zu erdulden und hat oft im Gefängnis zu Blotho gefessen, weil er sich nicht der Anordnung der Obrigkeit gemäß von Christina trennen wollte. Schließlich erkannte die Regierung die Harmlosigkeit der Leute und die Hoffnungslosigkeit ihrer Bekämpfung und ließ von der Verfolgung ab.

In den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts erschien unter den Quäkern in Ravensberg ein vornehmer fremder Mann, der in manchen Stücken als ein Vorläufer unsres Tschirschky zu betrachten ist. Er war ein frommer Kriegsrat namens Albinus, der in Berlin die westdeutschen Quäker kennen

lernte und zu ihnen überging. Er gab sein Amt auf und kam über Pyrmont in die Gegend von Blotho. Er wohnte bei der Familie Reckefuß in Exter, wo er sich eine Wohnstube ausbauen ließ und sich hauptsächlich mit Holzhacken beschäftigte. Nachdem er sich bei dieser ungewohnten Arbeit durch einen Hieb ins Bein schwer verletzt hatte, ging er wieder nach Pyrmont und wurde dort von den Quäkern zum Flachsaufkaufen und ähnlichen Arbeiten benutzt.

Dietrich Reckefuß und Christina gehörten in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zu den auffallendsten und bekanntesten Erscheinungen der Gegend. Sie hatten immer das Wort Gottes im Munde und hörten nicht auf, die Leute zu ermahnen, wo sie gingen und standen. Sie redeten alle mit Du an, grüßten niemanden zuerst und erwiderten den Gruß der anderen nur mit einem herablassenden „Ich danke“. Sie trugen nicht Quäckerkleidung, sondern die Tracht der Heimat. Aber Dietrich hatte, von der Sitte des Landes abweichend einen langen, Ehrfurcht einflößenden Vollbart, und es war beliebt, die ungezogenen Kinder zu schrecken mit dem Ruf: „Der Reckefuß soll kommen!“

Wie Reckefuß, so lebten alle Quäker der Gegend mit Staat und Kirche in schärfstem Kampfe. Sie ließen sich nicht kirchlich trauen, ihre Kinder nicht taufen, schickten sie nicht in die staatliche Schule mit dem kirchlichen Religionsunterricht, begruben ihre Toten in ihren Gärten, verweigerten Kriegsleistungen und ließen nicht ab, trotz aller Verbote von oben, ihre privaten und öffentlichen Versammlungen zu halten. Dabei gingen sie im Vertrauen auf die Heiligkeit ihrer Sache mit ihren Beschwerden gegen Maßnahmen der Regierung gern bis in die höchsten Instanzen, ja bis zum König selbst hinauf.¹⁾

¹⁾ Über die Erweckung in Ravensberg findet man mancherlei Material bei Tiesmeyer: Die Erweckungsbewegung in Deutschland; Bd. I, Heft 1. Vgl. dazu auch F. v. Bodelschwingh: Drei freudige Wassers schöpfer aus der Erweckungszeit Minden-Ravensbergs (Seermann, Volkening, Jobst Harde), Bethel 1902. Über „die beiden Christusfamilien in Jöllenbeck“. Hitzig und Häring: Neuer Pitaval; 6. Teil, 2. Aufl., Leipzig 1858, S. 272—282. Die Aktenstücke zur Geschichte der Quäker in Ravensberg während der Jahre 1790—1800 findet man bei Gedike: Annalen des preussischen Schul-

So kam auch Simon Barenbrinck nach Potsdam, um beim Könige Klage zu führen. Der Grund war, so wird berichtet, daß die Kinder, die seine Frau Christine Barenbrinck aus erster Ehe hatte, nicht in den Konfirmandenunterricht des Baldorfer Pfarrers Linkmeyer geschickt worden waren, in dessen Kirchspiel die Familie wohnte. Zur Strafe hatte die Obrigkeit die Kinder den Eltern weggenommen und zu fremden Leuten getan. Da reiste der Vater nach Potsdam, um die Gnade des Königs anzurufen. Er wurde mit seiner Beschwerde abgewiesen. Über seine Reise hatte einen andern, unerwarteten Erfolg.

Im Juli des Jahres 1832 erschien in der Gegend von Blotho ein stattlicher, vornehmer Mann, wie man sagte, ein früherer Offizier von der Garde, und setzte die Bewohner des Städtchens und der umliegenden Dörfer in lebhaftere Erregung. Er mietete sich auf einem benachbarten Bauernhof ein und zeigte sich stets in bauerlicher Kleidung. Wie man hörte, war er ein frommer Mann, der aus religiösen Gründen seinen Abschied genommen hatte und nun ganz seiner Frömmigkeit leben wollte.

Und so war es in der Tat. Carl von Tschirschky war in seine neue Heimat eingezogen. Er wohnte zusammen mit den Eheleuten Barenbrinck und Reckesfuß auf einem alten Quäkerhofe, dem Kolonat Cordes Nr. 9 zu Wehrendorf im Kirchspiel Baldorf. Ohne selbst der Quäkergesellschaft förmlich beizutreten, lebte er unter den Quäkern als unter gesinnungsverwandten Brüdern und Schwestern und nahm teil an der Einfachheit ihrer Sitten. Er lebte wie ein Bauer, ja, wie ein Bauernknecht, saß am Webstuhl und half bei der Landwirtschaft. Er nahm willig die widrigsten Arbeiten auf sich, bis herab zum Stallmisten und Düngeraufladen. Vor allem aber lebte er

und Kirchenwesens; Bd. I, Berlin 1800, S. 165—180 und 325—356. Diese Urkunden sind bearbeitet und eingeleitet in dem Aufsatz von Brandes: Eine Quäkersekte im Ravensbergischen (Zeitschrift für historische Theologie, herausg. von Kahnis, Jahrg. 1873, S. 110—153). Aus dem gleich zu nennenden Buch von Langewiesche-Brandt ist der Abschnitt über die Erweckung in Ravensberg (S. 129 f.) im vorstehenden fast wörtlich wiedergegeben. Über die allgemeine Geschichte und Kultur des Ravensberger Landes siehe die Festschrift: Minden-Ravensberg unter der Herrschaft der Hohenzollern (mit Bildern und Karten) Bielefeld 1909 (Velhagen u. Klasing). Darin behandelt Eichhoff die Kirchen- und Schulgeschichte (S. 89—138).

seinen frommen Gedanken und fing an, das, was er innerlich erlebte, zu verkündigen. Da horchten die Stillen im Lande auf, und manche kamen, den neuen Propheten zu sehen und zu hören.¹⁾

In der Stadt Blotho stand man dem merkwürdigen Fremden im ganzen verständnislos gegenüber. Doch gab es auch solche, die ihn ernst nahmen und ihm warme Sympathie entgegenbrachten. Zu diesen gehörte der Arzt Dr. Schrader, der aus einem alten Theologengeschlecht stammte. In seiner Familie hat sich die Erinnerung an den frommen Gardeoffizier bis auf den heutigen Tag erhalten. Sein Enkel, der Schriftsteller und Verleger Langewiesche-Brandt, hat sich von seiner Großmutter viel aus der alten Zeit erzählen lassen, auch von dem frommen Leutnant von Tschirschky. Was er von ihm erfahren hat, teilt er in seinen Erinnerungen mit und berichtet unter anderem folgenden Vorfall:²⁾

¹⁾ Die Nachricht über den Anlaß der Reise Varenbrincks verdanke ich einem Brief des Verwaltungsassistenten Kruse in Blotho, der sich bei einem Enkel, Hermann Varenbrinck auf dem Hofe Nr. 8 in Bonneberg, erkundigt hat. Vgl. auch S. 74, Anm. — Die Notizen über die bäuerliche Lebensweise Tschirschkys entnehme ich dem Lippischen Dorfkalender für 1900 (Seite i. L., Verlag von Welchert). Darin hat Pfarrer Schmidt-Blotho unter der Überschrift: „Ein einsames Grab“ (S. 34—39, mit Abbildungen vom Grabe und von der Landschaft) die Geschichte Tschirschkys erzählt. Er hat dabei außer den Aufzeichnungen des Gedenkbuchs die mündliche Bauernüberlieferung verwendet, nach den Mitteilungen des alten Buschmeier, auf dessen Hof sich das Grab befindet. Mündliche Überlieferung muß natürlich immer mit Vorsicht behandelt werden. Aber die Form, in der Schmidt sie übernommen hat, steht, so weit wir dies nachprüfen können, der Wirklichkeit näher als die Bauernberichte, die uns in anderen Quellen mitgeteilt werden.

²⁾ Jugend und Heimat. Erinnerungen eines Fünfundzwanzigjährigen. Verlag von W. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München 1916. Der Verfasser erzählt S. 126—134 die Geschichte Tschirschkys, wobei er die Quellen, soweit sich's kontrollieren läßt, gewissenhaft benutzt, so daß man auch seiner Sonderüberlieferung Vertrauen schenken kann, die übrigens mit allen ihren Zügen genau in das uns sonst bekannte Bild der Sache hineinpaßt. Langewiesche nimmt in seiner Erzählung offensichtlich für den Leutnant Partei. Das ist sehr verständlich bei einem Anhänger von Johannes Müller, dessen Geistesrichtung mit dem Quäkertum wie mit der Mystik aller Zeiten manchen Zug gemeinsam hat.

„Eines schönen Sommertages beschloß ein Kreis von Damen und Herren, dem auch meine damals noch recht junge und weltlich gefinnte Großmutter angehörte, auf einer Landpartie bei dem frommen Einsiedler vorzusprechen und ihn um einen Trunk Wasser zu bitten. Übermütig und doch befangen dringt man in die Bauernstube, wo jener im blauen Kittel am Webstuhl sitzt und sich zunächst nicht stören läßt.

Man wagt allerlei Fragen, die ruhig und sachlich beantwortet werden. Als man aber zudringlicher wird, und einer den albernen Wunsch nach Wasser äußert, erhebt sich der stattliche Weber: jetzt wolle er ihnen lebendiges Wasser geben. Und nun hält er den erschrockenen Kindern der Welt eine kurze, strenge Bußpredigt, mit der Frage anhebend: „Was seid ihr herausgekommen zu sehen?“

Da sind jene gar kleinlaut geworden und langsam abgezogen. Und die Großmutter hat später einmal ausgesprochen, nie habe sie ihren Mann so zornig gesehen wie an jenem Abend, als sie dem aus der Prager Heimkehrenden das törichte Abenteuer gebeicht hat.“

Heißames Stillstehen.

In den letzten Wochen des Sommers erlebte der ernste Fremdling auf dem einsamen Quäkerhofe, wo er betete und arbeitete, predigte und sich selbst vertiefte, Stunden starker innerer Erhebung und Freudigkeit.

Seine geistige Nahrung zog er in dieser Zeit vor allem aus den Schriften eines Mannes, dem er sich nahe verwandt fühlte und der ihn darum derartig fesselte, daß er ihn immer wieder lesen mußte. Es war der Nürnberger Johann Georg Bichtel, ein Zeitgenosse Speners, ein Anhänger der Theosophie Jakob Böhmes, jedoch weltflüchtiger gestimmt als der Meister. Er war einer der extremsten Mystiker, welche die christliche Vergangenheit gesehen hat.¹⁾ Man nannte ihn einen „Mün-

¹⁾ Vgl. den Artikel über Bichtel in *RE.* 3. Auflage, Band 6. Seine Schriften sind gesammelt in der „*Theosophia practica*“ Leiden 1722. Kurze Auszüge daraus findet man bei Noack: *Die christliche Mystik*, Königsberg 1853, Bd. 2, S. 137—141 unter der Überschrift: „Ausartung der lutherischen Mystik“. Siehe auch Ritschl: *Geschichte des Pietismus*.

zerischen“, und die kirchlichen Dogmatiker bekämpften ihn als einen Schwärmer gefährlichster Art. Er wurde auch Quäker gescholten, und in der That stimmt seine Denkweise in manchen Stücken mit der quäkerischen überein. Aber er hat sich der Gesellschaft der Freunde niemals angeschlossen. Sie war ihm viel zu weltlich gesinnt. Er war überhaupt eine Größe für sich und fand nur einen ganz kleinen Kreis von Anhängern.

Aber unserm Tschirschky hatte er's angetan. Der las seine Schriften mit heißer Begier und mußte sie immer wieder lesen. Und er hat seine Gedankengänge nicht bloß in seinen Verstand aufgenommen, nein, er hat manche von Gichtels frommen Erlebnissen unter stärksten Erregungen in seiner eigenen Seele nacherlebt. Darüber ist er freilich niemals zum vollständigen „Gichtelianer“ geworden. Er wahrt sich überall doch seine persönliche Eigentümlichkeit. Aber mächtig ist der Einfluß des alten Mystikers ohne Frage gewesen, und wir werden gut tun, ein paar Hauptabschnitte aus Gichtel zu lesen, wenn wir Tschirschkys Gedanken und Handlungen ganz verstehen wollen. Wir finden bei Gichtel sozusagen das theologische System, das Tschirschky studierte, und die gedrängten Aphorismen des Gedankbuchs gewinnen von diesem System aus betrachtet erst ihre volle Klarheit und ihren organischen Zusammenhang.

Der Himmel, worin Gott lebt, ist in uns, nicht das äußere Wort, sondern die innere Erleuchtung ist die wahre Offenbarung Gottes, nicht der Christus für uns, der in der Geschichte gelebt und gelitten hat, sondern der Christus, der in uns lebt und leidet, ist unser Erlöser — das sind die Grundgedanken Gichtels. Er schreibt:

„Ich konnte auf die Heilige Schrift mich nicht verlassen, bis Gott im Geist mir von Angesicht erschien, und von Mund zu Mund meiner Vorsorge mich versichert hat. Die äußere Bibel war mir zu schwach; ich konnte wegen der vielen Auslegungen und Verdrehungen mich darauf nicht verlassen; mich hat nichts erquicken können, und kann meine Seele noch nichts sättigen als allein nur Gott in mir selbst im innern Grund, welches ist Jesus in uns. Ich habe meine Imaginationen nie weiter gehen lassen, Gott an keinem Ort gesucht, gefunden, angebetet oder geehrt als in mir selbst; ich achte außer mir nichts, gebe alles in den Tod“ und halte mich allein an den innern Gott in mir. Die selbst im innern Zentrum ausgeborene Erkenntnis ist die sicherste, und mir hat Gott nach dem Reichtum seiner Gnade eröffnet, wie Gottes

Reich in meiner Seele war, da ich noch in meiner Mutter Leibe verschlossen lag, und bin gar gewiß, wie jeder Mensch, sei er Jude, Türke, Heide oder sonst, es in seiner Seele finden sollte, wo er nur mit Ernst danach graben und in sich suchen möchte. Das erleuchtete Gemüt kann in keinem menschlichen Worte ruhen, es geht immer ins Zentrum und forschet in sich im Lichte der Natur nach dem Grund, welcher Gott selbst ist, und was es darin nicht gegründet findet, das läßt es als eine gute Meinung fahren und ruht in Gott.

Sollte man gründlich nach Gottes Wort, Sinn und Willen informieren, so müßte man das heutige Christentum ganz umschmeißen und der Jugend zeigen, daß es nur Babel mit dem Tiere sei, und also den Grund auf Christum in uns legen und den verkehrten Lehrpunkt Christum pro nobis gründlich mit dem Leben lehren, dawider sich alle Professoren und Prediger legen und schwere Verfolgung anrichten sollten; denn Christus ist nirgends zu finden als in der Nachfolge, welche bei der äußerlich zugerechneten Gerechtigkeit Christi doch nicht sein will. Christus pro nobis ist dem alten Adam angenehmer als der neue Wein Christus in uns und kostet einen schmerzlicheren Tod, daran weder unsre Lehrer noch ihre Zuhörer Geschmack haben. Es hilft nicht, daß Christus für uns alles getan, wo wir nicht unser Fleisch samt den bösen Lüsten kreuzigen. Man hat dem alten Menschen zu weiche Polster untergelegt und ihn gelehrt, daß Christus für uns gestorben und wir nicht sterben dürfen. Als Christus ins Fleisch kam, haben die Juden ihn nicht in seiner niedrigen Gestalt gekannt; dieser Christus war pro nobis, nun ist er uns im Geiste erschienen.“

Das war es, was Tschirschky las und immer wieder las und nicht nur las, sondern in eigentümlicher Weise nacherlebte. Er hat wohl Gichtel nicht erst in Wehrendorf kennen gelernt. Schon wenn er in Potsdam immer wieder von dem inneren Christus zeugte und den bloßen Rechtfertigungsglauben von sich wies, kann Gichtels Geist aus ihm gesprochen haben. Aber jetzt, in der Stille des Ravensberger Bauernhofes, gab er sich der Mystik mit ganzer Seele hin. Besonders war es jetzt ein Erlebnis Gichtels, das ihn tief ergriff und ihm zu eigen wurde: das Erlebnis der überwältigenden Liebe Gottes. Darüber stand bei Gichtel zu lesen:

„Gott ist und bleibt ewige Liebe. Der Zorn ist nur der Natur, nicht Gott; er ist nur Gottes Instrument, welches ohne den Meister nichts tun kann. Ich habe Sünde und allen Quark mit einem Schlag ernstlich verflucht, ja den Teufel und seine Mutter mit, und mich an die Liebe gehalten, denn Gott ist die Liebe, und außer ihm kenne ich keinen andern Gott. Der uns anklagt, ist nur der zornige Knecht, der Teufel, und nicht Gott; den verfluche ich ewig; ich soll Gott fürchten

und nicht den Teufel mit seinem Sündenregister. Da kam der Teufel auf der andern Seite; die Gott lieb hat, züchtigt er, und du willst keine Strafe und Züchtigung mehr im Gewissen leiden, ein Libertiner sein und frei nach deiner Lust leben. Solche Knüttel bringt der Teufel; aber ich verfluche ihn mit all seiner Schrift und all seiner Anklage; ich will keinen Gott absolut kennen, ehren, anbeten, der anklagt, sondern die Liebe, die bessert; der Ankläger aber turbiert und raubt uns Gottes Liebesherz. Die Gebrechen im Fleisch und Blut müßt ihr selbst töten, verfluchen und mit eurem Willen darüber hinschreiten, denn unser Wandel ist nicht im Fleisch, sondern im Willengeist."

So schrieb Gichtel, und Tschirschky trug in das Gedendbuch ein:

„Werndorf, den 12. September 1832.

Bin in der gestrigen Nacht vom 10. zum 11. auf eines der Hauptworte Gichtels vom Geiste geführt worden, daß man durch die Liebe Gottes in uns den Zorn Gottes in uns und in anderen überwinden müsse. Beide Reiche sind im Menschen offenbar; welchem er sich mit seinem Willen hingibt, dessen Knecht wird er. — Dieser Hunger, mit der Liebe den Zorn zu überwinden und um keinen Preis die Liebe fahren zu lassen, ist dem Teufel und allen seinen traurigen Pfeilen ein Gift und Pestilenz!"

So hatte Tschirschky sich tief in die Gedankenwelt des wundersamen Mystikers eingelebt. In einem wichtigen Punkte freilich vermochte er ihm nicht zu folgen. Gichtel ging in seiner Weltflucht so weit, daß er den ehelosen Stand als den allein vollkommenen pries. Er sagt:

„Wer uns nachfolgen, Jesum anziehen und wieder im Gemüt zur Ruhe kommen will, muß Weib, Kind, Knecht, Magd, Vieh von sich tun. Die Ehe ist wider die erste Ordnung der Schöpfung. Wen es lüstet, das Paradies mit dem Baum des Lebens in dieser Zeit innerlich zu schauen, zu empfinden und zu schmecken, der hasse alles Irdische und meide ja die Venus.“

So sprach der Meister, und seine Schüler, die „Engelsbrüder“, wie man sie nannte, fielen gerade durch ihre Ehelosigkeit auf. Hier konnte Tschirschky nicht folgen. Wohl hatte auch er um Christi willen vielem entsagt, aber gegen ein solches Maß von Weltflucht lehnte seine Seele sich auf. Beruf und Stand, Heimat, Verwandte und Bekannte hatte er verlassen. Aber ein zartes Band gab es noch, das ihn mit dieser

Welt und mit seiner Vergangenheit verknüpfte: Er konnte die Schwester Salemon nicht vergessen. Sie war ihm nicht nur eine Schwester in dem Herrn gewesen, sondern eine heiße Neigung hatte ihn ergriffen. Und nun zehrte die Sehnsucht nach ihr an seinem Herzen und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Und auch Amalie hatte ihn lieb gewonnen und behalten trotz allem, was sich in den letzten Monaten begeben hatte. Und sie faßte den heldenmütigen Entschluß, dem Verabschiedeten in seine bescheidenen Verhältnisse zu folgen und sein Weib zu werden.

So machte sie sich denn im Herbst des Jahres auf den Weg nach Westfalen. Von ihren Kindern nahm sie das jüngere, Mädchen, in die neue Heimat mit. Anfang November waren sie in Wehrendorf. Fröhlich trug Tschirschky dieses Ereignis in sein Gedenkbuch ein:

„Werndorf, den 1. November 1832.

Habe seit der Ankunft meiner geliebten Schwester Salemon wieder Ruhe und Friede in dem Glauben an Christum in mir, und Freiheit von allem Joch von Menschenatzung! — Gott sei gelobet und erhalte mich darin!“

Wenige Wochen später wurde Hochzeit gehalten. Zu einer kirchlichen Trauung konnte sich das Paar freilich nicht entschließen. Bei der feindlichen Stellung, die Tschirschky zur Landeskirche einnahm und die von den Ravensberger Quäkern seit Jahrzehnten öffentlich bekundet worden war, schien dieser Weg nicht gangbar zu sein. So wählten die beiden eine andre Form. Am 19. Dezember 1832 erschienen sie im Betsaal der Quäkergesellschaft in Eidinghausen bei Minden und nahmen an ihrem Gottesdienst teil. Ehe die Versammlung auseinanderging, traten sie vor und erklärten feierlich ihre Absicht, einander in Treue als Ehegatten zur Seite zu stehen. Dieselbe Erklärung gaben sie dann auch schriftlich ab und ließen die Urkunde von dem Gesellschaftsschreiber Rabbermann und von den übrigen Anwesenden als Zeugen unterzeichnen.¹⁾

¹⁾ In den Akten der Mindener Regierung besitzen wir einen kurzen Bericht über diesen Vorfall auf Grund von Erkundigungen, die Pastor Cämmerer in Eidinghausen bei den dortigen Quäkern eingezogen hat. Die

Das Schriftstück hat folgenden Wortlaut:

„Daß wir Unterzeichneten uns im Namen des dreieinigen Gottes in Gegenwart nachfolgender Zeugen ehelich verbunden und einander Liebe und Treue gelobt haben, bis der Herr uns durch den Tod für diese Zeitlichkeit trennt, bezeugen wir hierdurch namentlich.

Carl von Tschirschky.

Amalie von Tschirschky, verwitwete Salemon,
geb. von Hahn.

Eidinghausen, den 19. des 12. Monats 1832.

Als gegenwärtige Zeugen dieser Verbindung unterzeichnen sich:

Heinrich Rabbermann sen.

Sgf. Carl Henke.

Kölling.

Ernst Schelb.

Meyer.

Carl Peitsmeyer.

Gottlieb Ellermann.

Heinrich Rabbermann jun.“

So hatten sich Carl und Amalie die Hand zum unauflöselichen Bunde gereicht. Nach geltendem Recht freilich hatten sie die Formalitäten einer ordentlichen Eheschließung nicht erfüllt, und die Obrigkeit sah daher ihre Verbindung nicht ohne weiteres als gültige Ehe an. Aber die Gnade des Königs war ihnen gewogen, und eine Kabinettsorder hat Amalie als des Leutnants von Tschirschky rechtmäßige Gattin anerkannt.

Um die Zeit seiner Verheiratung bezog Tschirschky mit den Seinen ein neues Heim.

Seine Arbeitskraft wurde auf dem Cordes'schen Hofe ungebührlich ausgenutzt. Das hat wohl Amalie schmerzlich empfunden und ihn zum Auszug gedrängt. Von nun an lebten

Regierungsakten, die wir auch weiterhin benutzen werden, liegen im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin. Alles Wissenswerte daraus hat mir auf meine Bitte Oberlehrerin Margarete Neumann in Berlin (eine Enkelin von „Mädchen“) mitgeteilt.

sie auf dem benachbarten Kolonat Koch Nr. 37. Der Sohn und Anerbe des Besitzers war von ähnlich frommer Gesinnung, wie der neue Bewohner seines väterlichen Hofes. Die beiden schlossen innige Freundschaft, und der Bauer hat dem Leutnant zeitlebens ein dankbares und ehrendes Andenken bewahrt.¹⁾

Auf dem Kochhof lebte die kleine Familie in dürftigen, aber befriedigenden Verhältnissen. Ihr Leben fristeten sie von Amaliens Witwenpension, die ihr zur Hälfte, in Höhe von 150 Reichstalern Gold, verblieben war. Im übrigen waren sie auf die Unterstützungen angewiesen, die Carl von seiner Mutter erhielt. Malchen unterrichtete der Vater selbst in Religion und im weltlichen Wissen. Das stille Walten der verständigen und maßvollen Gattin wirkte wohlthwend und beruhigend auf den leidenschaftlichen und aufgeregten Mann. So schien das Familienleben dazu angetan, seinem hochfliegenden Geist den nötigen äußeren Halt zu geben und ihn vor Überspannungen zu bewahren.

Und noch eine persönliche Beziehung knüpfte sich an, die eine heilsame Wirkung auf ihn ausübte.

Er lernte um die Jahreswende den Pietistengeneral, Pastor Volkening in Gütersloh kennen. Das war ein Mann, der seine Zuneigung gewann. Der war ihm selbst in manchem Stück verwandt. Er war sozusagen das, was er selber sein und mehr noch werden wollte: ein Erweckungsprediger größten Stils. Er war ein strenger Prediger der Buße, der rücksichtslos den Leuten ihre Sünden vorhielt. Er war bei seiner vorgesetzten Behörde nicht beliebt und hatte manches Ungemach von ihr zu erdulden. So erhielt er einst, als er seiner Gemeinde die Sünden eines Schützenfestes vorgehalten hatte, eine ernstliche Vermahnung, sich in Zukunft alles unnötigen Scheltens und Polterns zu enthalten. Doch er enthielt sich nicht. Ein solcher Mann mußte unserm Tschirschky gefallen. Freilich waren beide Männer doch in anderer Hinsicht sehr verschieden. Von der extremen Mystik eines Gichtel war Volkening weit entfernt.

¹⁾ Die Nachricht über die Ursache des Umzugs und über Koch stammt aus der Bauernüberlieferung, die Schmidt wiedergibt. Der Kochhof gehört ebenso wie der Cordeshof zur Bauerschaft Wehrendorf, nicht zu Bonneberg, wie das Blothoer Protokoll (s. u.) angibt.

Er hatte in seiner Jugend von den Boten der Brüdergemeinde starke Eindrücke empfangen und den Heiland lieben gelernt als das Lamm, das der Welt Sünde trägt. Und dann waren die 95 Thesen, die Klaus Harms im Jahre 1817 gegen den Rationalismus schleuderte, für ihn von entscheidender Bedeutung geworden. Darin wurde aber wiederum nicht das weltentrückte Aufgehen in Gott gelehrt, sondern der Glaube an den Gott, der um Christi willen die Sünden vergibt, an das Wort der Heiligen Schrift als die oberste Glaubensnorm und an die lutherische Kirche mit ihren Bekenntnissen und ihren Sakramenten.¹⁾ Das waren die Fundamente, auf denen sich Volkening's Gesinnung aufbaute. Ohne Zweifel war dies ein Standpunkt, der mehr in der konkreten Wirklichkeit des Weltlebens wurzelte als die einsame Gottversunkenheit eines Gichtel. Und Tschirschky hatte die Empfindung, daß er von Volkening lernen könne und öffnete sich dem Einfluß seiner geistig überlegenen Persönlichkeit, ohne freilich sein eignes Wesen aufzugeben.

Bald nach seinem ersten Zusammentreffen mit Volkening berichtet er kurz im Gedenkbuch über dieses und die andern Ereignisse der letzten Wochen:

„Kochhof, den 20. 1. 1833.

In der Zwischenzeit fand mein Ausgang von Vahrenbrinck und Korshof nach Kochhof statt, durch welchen ich mit meiner Schwester, die nunmehr mein Weib geworden, wiederum alles Sichtbare im Glauben verließ. In dieser Zeit habe auch Volkening in Gütersloh kennen gelernt, durch welchen mein gewiß heilsames Stillstehen bewirkt wurde, jedoch kein Rückgehen.“

Also ein heilsames Stillstehen auf der gewonnenen Höhe der Gotteskindschaft, eine Mäßigung des himmeltürmenden Enthusiasmus, das war es, was er dem Gütersloher Freunde verdankte. Hierdurch wurde er auch vor einer schweren Gefahr bewahrt, der mancher andre in ähnlicher Lage erlegen ist. Er verstieg sich nicht zu der Behauptung, daß er ohne Sünde sei.

¹⁾ Näheres über Volkening findet man in den Schriften von Liesmeyer und Bodelschwingh, die früher genannt wurden. — Klaus Harms' Thesen sind in dessen Selbstbiographie abgedruckt.

Wir haben vielmehr aus der nächsten Zeit ein sprechendes Zeugnis für das Bewußtsein der eigenen Unvollkommenheit. Er schreibt:

„Werndorf (Kochhof), den 7. Februar 1833.

Heute abend vor dem Schlafengehen mit meiner Gattin und Tochter den Vorsatz gefaßt, in dem Herrn treuer zu werden, auch im Wachen zu der Zeit, wo das Gebet nicht so ganz wie zu anderen Zeiten geübet wird! Herr hilf, Herr laß wohlgelingen! Amen!“

So arbeitete er fort und fort an sich selbst und an den Seinen. Und nicht minder eifrig bemühte er sich um das Seelenheil der Leute, die im Lande ringsum auf ihren einsamen Höfen wohnten. Er ging in die Häuser von Wehrendorf und in die benachbarten Bauerschaften, und wo er erschien, da strömten die Leute zusammen und ließen seinen ernstesten Bußruf in ihre Herzen dringen. Viele wurden von seiner Rede tief erschüttert, und manche brachten dem verehrten Prediger Gaben als Zeichen ihrer Dankbarkeit.

Im März 1833 drang die Kunde von diesem Leben und Treiben zu den Ohren der Obrigkeit, und es kam zu einer Berührung zwischen dem Bußprediger und der Polizei. Am 2. März berichtete der Gendarm Geisler dem Bürgermeister Poelmahn zu Blotho, „bei der gestrigen Patrouille in Wehrendorf sei ihm von dem Vorsteher die Anzeige geworden, daß der vormalige Kavallerieoffizier Carl von Tzersky, welcher sich bei dem Kolon Koch zu Wehrendorf aufhalte, sich nach mehreren Häusern in Wehrendorf und der Umgebung begeben und Versammlungen zustandezubringen suche, durch Zustandebringen dieser Versammlung, worin er — der von Tzersky — von Austeilung von Gaben predigen soll, bezweckt er, daß ihm seine Zuhörer Gaben zubringen, wovon er gegenwärtig lebt. Er bitte, den p. von Tzersky wegen unerlaubten Bettelns und Profelytenmacherei zur Untersuchung und Bestrafung zu ziehen.“

So wurde denn Tschirschky aufgefordert, vor dem Bürgermeister zu erscheinen. Was hier verhandelt wurde, lesen wir im Protokoll:

Blotho, den 8. März 1833.

Borgeladen erschien heute der p. Tschirschky und deponierte zur Rechtfertigung über die ihm zur Last gelegten Vergehen aufgefordert: „Ich habe nie Versammlungen der Art gehalten, die das Gesetz verbietet, leugne aber nicht, privatim und an öffentlichen Orten den zufällig anwesenden Personen Religionswahrheiten vorgetragen zu haben. Betteleien irgendeiner Art habe ich mir nie zuschulden kommen lassen, habe jedoch auch nur freiwillige, als Geschenk angebotene Gaben nicht immer ausgeschlagen.“ Es wurde hierauf komparent mit den gesetzlichen Bestimmungen wegen verbotenen Bettelns bekannt gemacht und ihm zugleich die §§ 227, 214 Th. 2 Tit. 20 des Allg. L.-Rechtes langsam und deutlich vorgelesen, worauf derselbe erklärte: „Ich habe das mir soeben Vorgetragene sehr wohl verstanden, finde übrigens in allem diesem nicht das geringste Anzügliche auf meine Handlungsweise und muß wiederholen, daß ich weder gebettelt noch verbotene Versammlungen gehalten oder mich sonst nach meinem Wissen gegen die bestehenden gesetzlichen Vorschriften vergangen habe, und verspreche, mich auch für die Zukunft wie bisher so zu führen, daß gegründete Klagen über mich nicht erhoben werden können.“¹⁾

So hatte Tschirschky den ehrlichen Willen kundgetan, in Frieden mit der weltlichen Obrigkeit zu leben. Er hatte offenbar die richtige Empfindung, daß es seiner Sache eher schädlich als nützlich war, wenn er die Hüter der öffentlichen Ordnung zum Kampf herausforderte. So legte er seinen kriegerischen Instinkten Zügel an und widmete seine ganze Kraft der Bußpredigt und der stillen Pflege der Erweckten. Und das war gewiß das Beste, was er tun konnte. Freilich war das, was er predigte, vermutlich in manchen Stücken recht radikal, aber im ganzen darf man wohl sagen: er war in dieser Zeit auf einem guten Wege, und wenn er darauf weiter ging,

¹⁾ Diese amtlichen Urkunden sowie alle weiteren Anzeigen, Gesuche, Protokolle, Reskripte, Verfügungen, die das Schicksal unseres Tschirschky betreffen, liegen noch heute auf dem Amt zu Blotho und sind mir von dort auf meine Bitte zur Verfügung gestellt worden. Der Inhalt dieser Akten wird im folgenden fast vollständig, in der Regel wörtlich, wiedergegeben werden.

dann konnte aus dem Werk, das er begonnen hatte, noch etwas Großes werden. Vielleicht gewann er im Verkehr mit Volkening und im Zusammenleben mit den Seinen wieder mehr Verständnis für die Kirche und für die Welt. Vielleicht gewann er, ohne seine tiefe Gottergebenheit zu verlieren, doch mehr und mehr die freie, königliche Stellung zu den Dingen dieser Erde, die dem echten Gotteskinde gebührt. Vielleicht legte er dann das härene Gewand des Predigers in der Wüste ab und lernte mit den Sündern in der großen Kirche zu Tische sitzen. Vielleicht gingen ihm dann auch die Augen auf für die leiblichen Nöte des Volkes und für die Mittel, durch die man ihnen steuern mochte. Wenn das geschah, dann konnte er vielleicht noch einmal etwas ganz Großes schaffen, so etwas, wie das Werk des alten Kottwitz in Berlin oder gar ein Werk, wie es vierzig Jahre später Bodelschwingh im Ravensberger Lande in Angriff nahm. Wenn es wirklich beim heilsamen Stillstehen verblieb, so durfte man in der That noch viel erwarten von einem Manne, der alles, was er tat, mit Energie ergriff und mit Hingebung zu Ende führte. Er war noch jung, er konnte noch Jahrzehnte leben, und in der Welt gab es noch viel zu tun.

Neuer Sturm und Drang.

Aber das heilsame Stillstehen hatte nur zu bald ein Ende. Als der Frühling kam, erwachte in Tschirshkys Seele ein neuer Sturm und Drang, gewaltiger als je zuvor. Das ungestüme Verlangen, etwas Ungeheures zu tun, gepaart mit dem Bedürfnis, sich in hartem Kampf gegen alle widerstrebenden Gewalten durchzusetzen, gewann in ihm die Oberhand. Amaliens Milde und Volkenings Besonnenheit verloren ihren Einfluß. Dagegen zog ihn Gichtels Geist ganz in seinen Bann und trieb ihn zu einem Gebaren, das an die erste stürmische Zeit des Quäkertums erinnerte.

Gichtel hatte in Stunden höchster Verzückung sich selbst in heißem Gebet unter schwerer innerer Qual zum Opfer dargebracht, um die verlorenen Seelen der Ungläubigen zu retten, und sich so in die Rolle eines Welterlösers versetzt. Er nannte das „Melchisedek'sches Priestertum“ und erinnerte an Paulus,

der (Röm. 9, 3) gewünscht hatte, von Christus weg verdammt zu sein um der Brüder willen. Er sagt darüber:

„Das ist das tiefe Geheimnis, worin der Christ dem Ebenbild gleichförmig wird, wo dann der ernste Stand folgt, da dann der Christ wesentlich in den Prozeß Christi treten, sein Leben als ein Fluchopfer im Blut und Tod Jesu für seine Brüder darstellen muß. Es wird uns ein priesterliches, keusches Leben angezogen welches dem Altar dienen und sich in Christo Jesu dem kreatürlichen Zorn opfern kann zur Versöhnung; denn im Gebet führen wir immer unsre Kräfte durch Imagination in andre Seelen magisch ein, daß sie in ihnen dieselben auch empfinden und aus denselben Kräften auch in göttlicher Erkenntnis wachsen. Darauf ist vornehmlich das wenigen bekannte Melchisedekische Priestertum gegründet, in Christo ein erbarmendes Mitleiden mit den armen, notleidenden Seelen zu tragen, und daher ist das ganze Werk solcher Priester im Geist ein unablässiges Gebet, als Priester des Allerhöchsten Gott in seinem Allerheiligsten in ihnen immerdar Rauchopfer zum süßen Geruch anzuzünden, heilige Hände aufzuheben und für das Volk, das im Vorhof steht, Versöhnopfer zu tun, d. h. ihr Leben Gott zu konsekrieren, auf daß sein Zorn in der Kreatur gelöscht und die Seelen Gott gewonnen werden möchten, was nicht ohne empfindliche Angstschmerzen zugeht.“

Einer solchen Selbstaufopferung zur Erlösung der Menschen gab sich nun auch unser Tschirschky hin.

In den Ostertagen, vielleicht schon seit dem Karfreitag, opferte er sich unter Schmerzen in heißem Gebet für die Seelen der Ungläubigen. Als er aber den Gipfel der Verzückung erreicht hatte, erfaßte ihn ein furchtbarer Abscheu gegen die sichtbare Kirche. Auch das war offenbar eine Wirkung des Sittlichen Geistes. Hatte doch der alte Meister über die äußere Kirche Sätze wie diese geschrieben:

„Ich bin selbst in mir im innersten Grunde die Mutter Jesu. Denn wenn ich Jesum nicht in mir geboren, in Elementen und äußerem Wesen finde ich ihn nicht und habe also die wahre Mutter, die Kirche, in mir. Die Augsburgerische Konfession hindert den Geist Gottes, und solange ein Gemüt an einer äußerlichen Religion hanget, kann es nicht zur Liebesgemeinschaft durchbrechen. Darum können auch solche Glieder der Kirche, die in sich Jesum lebendig empfinden und schmecken, mit den Tierteufeln nicht mehr das Brot brechen und des Herrn Blut gemein machen; nur um der schwachen Einfalt willen sage ich dies: Wer Christi Tempel in seinem Herzen mit in die steinerne Kirche trägt, was mag ihm das Außerliche schaden?“

Diese Gedanken Sichts hat Tschirschky in den heißen inneren Kämpfen der Ostertage zu seinem Eigentum gemacht. Was er damals erlebt und erlitten hatte, das schrieb er wenige Tage später in gedrängten Sätzen nieder:

„Werndorf (Kochhof), den 12. April 1833.

Bergangenen 2. Ostertag, den 8. h., wurde mir, wiederum nach einem langen Harren auf das, was da kommen soll (beinahe wie vor einem Jahr in Potsdam) und nach einem einige Tage vorhergegangenen Gesichte von einem Abgrunde, in welchen ich aus Liebe zu Christo hineingesprungen und nach einer oftmaligen Aufopferung meiner selbst mit Leib und Seele für die armen Menschen, und nach dem empfangenen Gefühl der Annahme hiervon bei Gott, — ich sage, nach diesem allem wurde mir gezeigt, daß die ganze äußere Kirche, insofern sie Staatsinstitut geworden, es sei nun sogenannte katholische oder protestantische, der Abfall sei, von dem Paulus 2. Thess. 2, V. 3 redet. Hiermit bin ich bis gestern früh unaufhörlich ganz mächtig beschäftigt gewesen, — da aber wurde mir wieder alles genommen, bis mir am heutigen Morgen wieder die Verheißung Joh. 14 V. 12 als auch mir gegeben, bestätigt und zu größerem Segen wurde.“

Das also war der Ertrag der schweren inneren Kämpfe: die Staatskirche antichristlich und er selbst, Tschirschky, dazu berufen, die Werke Christi zu tun, ja größere Werke als Christus. Er zog alsbald hieraus die praktischen Folgerungen: Kampf gegen die bestehende Kirche und Gründung einer neuen Gemeinschaft.

Schon am Donnerstag nach Ostern feierte er in kleinstem Kreise das Abendmahl. Das bedeutete wohl den Anfang der neuen Gemeinde. Zugleich entschloß er sich, die Kindertaufe aufrechtzuerhalten. Er schreibt:

„Den 12. 4. 1833. Kochhof.

Haben auch gestern abend das Brot gebrochen im einfältigen Glauben, daß uns der Herr sein Fleisch und Blut zu genießen gebe (Fritz, Amalie, Malchen und ich). — Mit der Taufe hatte auch einen Blick, daß wir die kleinen Kinder in unsrer Gemeinschaft taufen würden und der Herr Ja und Amen

dazu sprechen würde. Doch will dies letztere nochmals dem Herrn anheimstellen.“

Die neue Gemeinde, die hiermit ins Leben getreten war und zu der vorerst außer der Familie des Stifters nur ein einziges Mitglied — vermutlich Friedrich Koch¹⁾ — gehörte, trug von vornherein ihr eigentümliches Gepräge durch eine starke Betonung der Sakramente, wie sie im allgemeinen bei den Sekten nicht üblich ist. Dadurch unterschied sie sich auch deutlich von der Gesellschaft der Freunde, die zwar in Ravensberg gelegentlich miteinander das Abendmahl feierten, jedoch auf die Teilnahme am Sakrament gar kein Gewicht legten. In diesem Punkt schloß sich Tschirschky — vielleicht unter dem Einfluß Volkenings — enger als die Quäker an die biblische und kirchliche Überlieferung an. Freilich war er dabei überzeugt, nicht äußerer Autorität, sondern unmittelbarer göttlicher Eingebung zu folgen. Von dieser Geistesverfassung zeugt auch die folgende kurze Eintragung im Gedenkbuch:

„Den 13.

Hatte heute morgen das Wort: Der Vater wird mir ein Gebot geben, wie ich tun und reden solle.“ —

Und er fühlte sich denn auch in den nächsten Wochen mächtig zum Handeln und Reden getrieben, und zwar zum Handeln und Reden gegen die bestehende äußere Kirche.

Vierzehn Tage nach Ostern erfolgte der erste offene Angriff. Wir lesen darüber:

„Den 22. 4. 1833.

Gestern am ersten Tage²⁾ (Sonntag) in einer Versammlung, die sich bei mir einfand, öffentlich die Wahrheit bekannt, daß nämlich die ganze äußere Kirchenverfassung Babel sei und man davon ausgehen müsse. — Heute darüber auf Anregung des Geistes Gottes an Volkening geschrieben. — Heute abend alles glauben können! Der Herr sei hoch gelobet und führe mich nicht in Versuchung.“

¹⁾ Das Lemgoer Gemeindeblatt 1885, Nr. 12 nennt „Friedrich Koch und Hermann Fricke“ als Freunde Tschirschkys. Nach Schmidt hat der junge Koch nicht zu den Quäkern gehört. Er mag also mit „Fritz“ identisch sein.

²⁾ Die Bezeichnung „erster Tag“ für den Sonntag ist quäkerisch.

So hatte der leidenschaftliche Mann zum erstenmal vor einem Kreise von Gläubigen die bestehenden Kirchen stürmisch angegriffen und sie zum Austritt aufgefordert, und die gleiche Zumutung — denn nichts andres kann der Brief an Volkening enthalten haben — an den Mann gestellt, der mit vollem Bewußtsein innerhalb der Landeskirche stehend, Leben aus Gott in den Seelen erwecken wollte.

Auf diesen ersten sollte bald ein zweiter, noch stürmischerer Angriff folgen. Während der beiden nächsten Wochen reiste in der Seele Tschirshkys der Plan zu einer Tat, wie sie Fog, der erste Quäker, einst getan, und die sich dann in der ersten, aufgeregten Zeit des Quäkertums noch oft wiederholt hatte.¹⁾ Er entschloß sich in der Kirche zu Baldorf während des Gottesdienstes aufzutreten und die Wahrheit, wie er sie verstand, laut zu bekennen. Vielleicht daß Gott auf diesem Wege ihm den Zugang zu den Seelen einiger Auserwählter öffnete. Aber wie der Erfolg auch ausfallen mochte — es drängte ihn zum offenen Kampfe auf Leben und Tod.

Der alte Pfarrer Linkmeyer, der die Gemeinde Baldorf seit mehr als dreißig Jahren geistlich versorgte, war nicht gerade ein sehr hochfliegender Geist. Er war ein stolzer Sohn der Aufklärung, der mehr Sinn für die weltliche Bildung als für die Stillung der tiefsten Seelennöte seiner Leute besessen zu haben scheint. Bezeichnend für seine Gesinnung ist, was er in die Chronik von Baldorf geschrieben hat. Da lesen wir:

„Den 17. März 1801 bin ich, Samuel Friedrich Linkmeyer, hier eingezogen. Die Koloni N. N. haben mich und meine Sachen von Löhne im Fürstentum Minden, wo ich schon zehn Jahre Prediger gewesen war, ungeweigert, wie auch einer jeden Gemeinde Pflicht ist, abgeholt. Darauf bin ich am Sonntag Judika, den 22. März, in der Kirche durch den Herrn Superintendenten Delius, Prediger zu Heepen eingeführt. Dabei

¹⁾ Fog hörte in der Kirche von Nottingham, wie der Prediger das „feste prophetische Wort“ (2. Petr. 1, 19) auf die Heilige Schrift als höchste Lehrnorm bezog. Da rief er mit mächtig erhobener Stimme: „Nein, nein, es ist nicht die Schrift, es ist der Geist, aus dem die heiligen Propheten geredet und geschrieben!“ Er wurde deswegen verhaftet, aber bald wieder frei gelassen (RC. 16, S. 358).

kann ich nicht umhin den Wunsch zu äußern: Möchte doch der Landmann überall und besonders in hiesiger Gemeinde in wahrer Aufklärung und in alle dem Guten, welches davon abhängt, immer weiter fortschreiten! Noch jetzt sieht es mit der Bildung des Landmannes sehr schlecht aus. Er kennt die sichtbare Welt wenig, wie viel weniger wird er die unsichtbare kennen? Er denkt nicht und liest nicht, es möchte denn ein altes Erbauungsbuch sein, dessen Worte er liest, um seinem Gotte einen Dienst zu tun. Das kann auch fast nicht anders sein: denn in der Schule werden die Kinder mit bloßen Gedächtnissachen beschäftigt. In den Schulen hiesiger Gemeinde müssen sie den ganzen Großen Katechismus auswendig lernen, und die Ideen, die ihnen vorgetragen werden, sind, wie herkömmlich, meist nur Geburten der Phantasie, die in der wirklichen Welt wenig Nutzen gewähren und die in ihnen kein Leben erhalten können. Möchte man doch nach 50 oder nach 100 Jahren sagen, daß es ganz anders und viel besser in der Welt und an hiesigem Orte aussehe!" Was weiter folgt, handelt von Krieg, Witterung, Bauten, Kauf und Verkauf.¹⁾

Ein Geistlicher, dessen Gedanken sich in diesen Niederungen des Lebens bewegten, konnte natürlich einem Himmelstürmer wie unserem Tschirschky nicht gefallen, ja er mußte ihm als ein lebendiger Beweis erscheinen für die Verworfenheit der äußeren Kirche, die ihm in Stunden höchster Verzückung zur inneren Gewißheit geworden war. Das war der Mann, dem er die Wahrheit sagen mußte.

Am Sonntag Kantate, den 5. Mai 1833, schritt er zur Lat. Er ging mit der Gemeinde zum Gottesdienst in die Kirche von Baldorf. Als Pastor Linkmeyer seine Predigt begonnen und deren ersten Teil noch nicht vollendet hatte, sahen plötzlich die Anwesenden zu ihrem Schrecken, wie der stattliche fremde Mann sich von seinem Sitz erhob. Er breitete die Arme aus, wobei er in der einen Hand einen starken Stock führte, schritt gegen die Kanzel vor und rief mit lauter, vernehmlicher Stimme: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!“ Es

¹⁾ Die Nachrichten über Linkmeyer verdanke ich einem Brief von Pfarrer Busse in Baldorf.

entstand in der Kirche eine allgemeine Aufregung. Der Lehrer Kolwes aus Wehrendorf erhob sich, um weitere Störungen zu verhüten, von seinem Platz, ergriff den ihm unbekanntem Mann und versuchte ihn aus der Versammlung zu entfernen. Jener sträubte sich heftig und fuhr fort zu reden: „O ihr armen Schafe, wie bedaure ich euch, daß ihr einen solchen falschen Hirten habt!“ Mehr blieb dem heftig mit ihm ringenden Lehrer nicht im Gedächtnis. Andre erinnerten sich später noch weiterer Worte. Der Kolon Klocke aus Steinbründorf hatte gehört, wie er ausrief: „Mich jammert so mancher armer Seelen, die hier sind. Denn euer Lehrer ist ein falscher Lehrer, ein falscher Prophet! Der armen Christina Barenbrinck ist vor zwei Jahren vom Prediger und der Regierung das größte Unrecht geschehen!“ Und der alte Grenzaufseher Müller aus Baldorf erinnerte sich später besonders noch folgender Worte: „Der falsche Pharisäer, der vor euch steht, hat die Christine Barenbrinck auch ganz unrecht behandelt!“ Der Kolon Klocke eilte dem Lehrer Kolwes zu Hilfe, und den vereinten Kräften beider Männer gelang es, den unerwünschten Prediger aus der Kirche zu entfernen.¹⁾

Dieser Vorfall erregte großes Aufsehen in der Nachbarschaft. Die Geschichte ist noch Jahrzehnte hindurch von den Bauern der Gegend erzählt worden, ja sie ist sogar bis nach Potsdam gedungen, und so hat auch Eylert sie erfahren und überliefert. Es ist überaus lehrreich zu sehen, wie in diesen beiden Überlieferungen die Phantasie der Erzähler, zum Teil vielleicht unbewußt, den Tatbestand umgestaltet hat, und zwar in entgegengesetzten Richtungen, indem auf der einen Seite der Bischof stark karikierend den Leutnant weit gröber reden läßt, als es in Wirklichkeit geschehen ist, während die Bauern, die im ganzen treuer überliefert haben, leise idealisierend ihn nicht die Predigt unterbrechen, sondern in einer Pause der Liturgie

¹⁾ Diese Schilderung geht (soweit es möglich war, wörtlich), auf die Aussagen zurück, die Kolwes, Klocke und Müller am 22. 5. vor dem Bürgermeister von Blotho gemacht haben, mit der Versicherung, die Wahrheit ihrer Angaben beschwören zu können. Sie haben in dieser Lage selbstverständlich nur das gesagt, was sie nach mehr als 14 Tagen noch bestimmt zu wissen glaubten. In Wirklichkeit kann T. natürlich noch andre Worte gesprochen haben.

sprechen lassen. Im übrigen treffen beide Berichte zweifellos den Kern der Sache und enthalten manche Einzelheiten, die vielleicht der Wahrheit entsprechen, obwohl sie von den Augen- und Ohrenzeugen nicht überliefert sind. Eylert schreibt:

„Es war gerade Sonntag, als er im Fürstentum Minden, nicht weit von Bünde, in die Kirche ging, in der die Einwohnerschaft zahlreich versammelt war und in Andacht der Predigt ihres geliebten Pastors zuhörte. Auch der gewesene Husarenleutnant tat dies eine Zeitlang; dann aber trat er hervor und ging in lauten Schritten zum Altar. Hier stand er still, sah zu dem redenden Pastor hinauf und sprach zum Schrecken und Erstaunen der stillen Versammlung: „Pfaffe, halt's Maul! Du bist ein Baalspfaffe und ein wahrer Bauchdiener. Da sitzen die Schafe deiner Herde und hören das elende Geträtsch. Mich jammern sie; sie werden in der Irre herumgeführt von einem blinden Leiter der Blinden. Ich will euch Jesum, den Gekreuzigten, verkündigen; er ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die an ihn glauben. Von dieser verborgenen Kraft weiß dieser Pfaffe nichts, er kann sie darum auch nicht mitteilen. In mir aber ist der Geist Gottes, er ist ein Heiliger Geist und redet aus mir; herunter von der Kanzel! Ich will und muß sprechen.“ Als er aber zum Schrecken des Ortspredigers und der Versammlung noch mitten im Sprechen war, trat der anwesende Justizbeamte, empört über die unerhörte Störung hinzu, hieß schweigen und arretierte den unbekanntem Fremdling.“

Die Bauernüberlieferung erzählt den Vorgang in der Kirche so: „Als der Geistliche nach dem Eingangsspruch des Gottesdienstes einen Gesangsvers ankündigen wollte, rief Tschirschky mit lauter Stimme durch die Kirche: „Ihr armen Schafe dauert mich, ihr habt einen falschen Propheten.“ Der Pastor winkte einem der damals dort stationierten Grenzaufseher, der mit Hilfe eines andern Mannes jenen hinausführte oder hinausstieß. Tschirschky kniete auf einem Grabhügel nieder und betete lange und inbrünstig. Der Pastor setzte seine Predigt fort.“¹⁾

¹⁾ Eylert beruft sich für die Erzählung von dem Vorfall in der Kirche

Gleich am folgenden Tage machte Linkmeyer beim Amt zu Blotho Anzeige von dem ganz ungewöhnlichen Vorfall, den er in seiner Kirche erlebt hatte. Er schrieb:

„Herrn Bürgermeister,

Es hat sich hier seit einem Jahre ein ehemaliger preußischer Leutnant, der sich von Sierski nennt und aus Schlesien gebürtig sein soll, aufgehalten, jetzt wohnhaft bei Nr. 37 zu Behrendorf. Dieser ist ein rasender Pietist und scheint wegen überspannter, furchtbarer Religionsbegriffe an Vernunft verloren zu haben, und hat es deswegen gewagt, gestern, den 5. d. M., in unsrer Kirche mitten in der Predigt den Gottesdienst zu stören: er trat mit einem Mal aus seinem Sitze, redete und gestikulirte sich wie ein Unsinniger und mußte durch einige vernünftige Männer, die seiner mächtig waren, aus der Kirche geleitet werden, worauf wieder Ruhe entstand.

Ich halte es für nötig, um der Kirchenpolizei willen Ew. Wohlgeboren diesen Vorfall zu melden und ersuche Sie gehorsamst, hiervon weiteren Bericht abzustatten. Vielleicht wäre es nötig, sich seiner Person sogleich zu versichern, damit er nicht andere durch seine Verführung anstecke und nicht abermal hier heilige Zusammenkünfte störe. Es würde mir lieb sein, wenn er in sein Vaterland zurückgeschickt würde, oder sollte es an ihm befunden werden, daß wirklich seine Vernunft zerrüttet sei, so würde er sich sehr gut zum Irrenhause schicken.

Mit vollkommenster Hochachtung mich empfehend

Der Pastor. Linkmeyer.

Baldorf, den 6. Mai 1833.“

auf das „authentische“ Zeugnis des benachbarten Pfarrers Nummerow auf dem Berge vor Herford. Wir kennen Nummerow auch aus den Akten, die Gedike mittheilt, und zwar als Ankläger der Quäker im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts. Sein Bericht über das Ereignis, das er schwerlich miterlebt hat, wird die Sache eher vergrößert als verfeinert haben. Die Bauernüberlieferung ist nach Schmidt wiedergegeben. Auch Harland: Geschichte der Herrschaft und Stadt Blotho (Verlag von Thorein u. Sitté, Blotho 1888) erzählt die Geschichte Tschirschkys (S. 72—74). Er verlegt die Störung des Gottesdienstes nach Bergkirchen. Dort soll Tschirschky, als der Pastor geendet hatte, ausgerufen haben: „Liebe Gemeinde, du bist betrogen!“ Diese Form des Berichts nähert sich, wie überhaupt das, was Harland mittheilt, der Tschirschky-Legende (s. u.).

An demselben Tage schrieb Tschirschky ins Gedenkbuch:

„Den 6. Mai 1833.

Habe gestern in dem Kirchhause geredet, nachdem ich mehrere Wochen innerlich vom Geiste darauf gerüstet worden, bin aber herausgestoßen worden. Herr hilf, Herr laß wohl-gelingen.“

So hatte er denn die ganz außergewöhnliche Tat vollendet. Ob er dadurch Seelen gewonnen hat, wissen wir nicht. Man darf wohl eher annehmen, daß manche Stillen im Lande die ihm bisher gefolgt waren, nach diesem gewaltsamen Vorgehen an dem neuen Propheten irre geworden sind. Ob er selbst von dem Erfolg befriedigt war, geht aus seinen Worten nicht hervor. Eins aber ist gewiß: er war überzeugt, nicht aus sich selbst heraus, sondern allein durch den Geist getrieben gehandelt zu haben, und so ertrug er es auch demütig als ein gottgewolltes Leiden, daß man ihn aus der Kirche hinausgestoßen hatte.

In den nächsten Tagen galten seine Gedanken wieder der neuen Gemeinschaft, die er gegründet hatte, und er kam jetzt zur Klarheit in der Frage der Taufe. Man dürfe die Kinder taufen, bei denen aber, die aus der übrigen Christenheit in reiferem Alter „der Wahrheit gehorsam“ würden, d. h. der neuen Gemeinschaft sich anschließen, sei eine Wiedertaufe nicht vonnöten. Er schreibt:

„Den 10. Mai 1833.

Mir heute klar geworden, daß man die, welche nun der Wahrheit gehorsam werden (nämlich in der Christenheit), nicht nötig habe, noch einmal zu taufen, weil sie ja durch die Tat, mit welcher sie sich den Leiden unterwerfen, beweisen, daß sie den Geist haben, der in der Taufe gegeben werden soll, so wie man auch bei den Märtyrern das Martyrium auch bei Katechumenen (d. h. Ungetauften) als Taufe ansah; und außerdem auch solche, die von der Wahrheit auf eine Zeitlang abfielen, dann aber reuig wieder umkehrten, nicht noch einmal taufte.

Würde die heilige Kindertaufe von Täufern und Taufzeugen und Eltern im wahren Glauben verrichtet, so würde sich Gott den Kindern nicht vorenthalten; aber alles wird ja durch die Erziehung wieder verdorben!“

Am folgenden Sonntag hatte er lebhaftere Auseinandersetzungen mit befreundeten Bauern, besonders, wie es scheint, in der Frage der Sakramente:

„Den 14. Mai 1833.

Vergangenen ersten Tag dieser Woche (vorgestern) war des Morgens Versammlung bei mir, worunter sich auch Christine befand, die ich in ihrer Argwöhnigkeit strafen mußte! Nachmittags war ich bei Leuten in der Nachbarschaft, wo im Anfang alles recht gut ging, aber nachher durch Christian und Hinnerk, die meine Worte bestätigen wollten, Streit herbeigeführt wurde, ob durch ihre Schuld oder nicht, lasse ich dahingestellt sein! — Gestern morgen, als Bogt noch liest, kam der alte Dietrich von Korshofen, war aber so hochmütig und dem Worte der Lehren hinsichtlich des Abendmahls des Herrn widersprechend, daß ich ihn seiner Wege gehen hieß, welches er mit einer neuen Beschimpfung tat!“

So hatte er sich mit mehreren von denen, die ihm bisher zugetan waren, bitter entzweit. Und die beiden, mit denen es den ärgsten Bruch gegeben hatte, Christine, die er wegen ihres Argwohns anfahren mußte, und der alte Dietrich, der vom Cordeshof kam, und den er wegen seines Hochmuts hinauswarf, waren gewichtige Persönlichkeiten. Das war aller Wahrscheinlichkeit nach niemand anders als das uns wohlbekannte Ehepaar Dietrich Reckfuß und Christina geb. Cordes, die Häupter der Quäkergemeinde.

Während er sich so im engsten Kreise seiner Gesinnungsgenossen mit Gewalt gegen alle widerstrebenden Geister durchsetzte, wuchs nach außen hin sein Eifer für die Bekehrung des Volkes. Immer weiter zog er den Kreis seiner Wirksamkeit. Er reiste durch das Ravensberger Land und predigte öffentlich Buße, wo er ging und stand, ohne Furcht vor den Nachstellungen der Polizei, in denen er ein Werk des Antichrists erblickte. Er wollte in der Nachfolge Jesu lehren und wirken, wie der Meister gelehrt und gewirkt hatte. So predigte er das Evangelium auf den Straßen der Dörfer und Städte und begann sogar den Kranken im Namen Jesu die Gesundheit zu verkündigen. Von einer solchen Reise, die auf den letzten Sonntag vor Pfingsten fiel, erzählt er im Gedenkbuch:

„Den 21. Mai 1833.

Gestern von einer Reise nach Eidinghausen und Minden zurückgekommen, auf welcher der Herr viel Gnade und Segen geschenkt hat und ich auch mehreren Kranken habe im Namen Jesu Gesundheit verkündigen können, von denen auch einer sogleich besser geworden, welches ich auch von den andern glaube, die ich jedoch sogleich wieder verlassen mußte.

Es ist mir heute klar geworden, wie schon früher, daß kein einziger Prediger im Staat sein Amt behalten könnte, wenn er die völlige Wahrheit redete und nicht in irgend einem Stück dem Antichrist unterwürfig bliebe, sofern nämlich nicht König und Obrigkeit zur Buße und Überzeugung der von dem Prediger geredeten Wahrheit gelangte!“

An dem Tage, da er dieses schrieb, erlebte er wieder ein helles Aufleuchten der Blut frommer Begeisterung, die in ihm brannte, und die folgende Nacht brachte gleichsam als Bestätigung feurige Träume. Er schrieb ins Gedenkbuch:

„Den 22. Mai 1833.

Gestern morgen im Gebet wieder in voller Kraft empfangen (nicht ich, sondern Christus lebt in mir), welcher sich heut offenbart als leidend und sterbend für alles Volk. — Amalie erzählte mir soeben von einem Traume von heut nacht mit Donner und Flammen vom Himmel, wobei ich erinnert werde, daß auch ich heut von herabfallenden großen Feuermassen geträumt, die übrigen dabei gesehenen Dinge aber habe vergessen!“

So war er aufs neue der Heiligkeit seiner Sache gewiß geworden und konnte guten Mutes in die Zukunft schauen.

Das Ende.

Aber nun schritt die Obrigkeit ein. Seit mehr als vierzig Jahren hatten die Quäker der Mindener Regierung große Schwierigkeiten bereitet. Aber was man jetzt erlebte, war doch noch nicht dagewesen. Ein Mann, der mit einem solchen Eifer wie Tschirschky allen gesetzlichen Bestimmungen zum Trotz immer wieder in den Häusern und auf den Straßen predigte, ja sogar sich nicht scheute, während des öffentlichen Gottes-

dienstes seinen Mund aufzutun, war doch auch in Ravensberg eine neue Erscheinung. Ein so unruhiger Geist mußte gedämpft werden. Dazu fühlte die Regierung sich um so mehr verpflichtet, weil sie im ganzen Lande die verbotenen frommen Versammlungen sich mehren sah. Nebenbei spielte wohl auch die Furcht vor Demagogie und Revolution bei den Männern der Staatsverwaltung gerade in jenen Jahren eine nicht unerhebliche Rolle.

Der Bürgermeister Poelmahn hatte die Anzeige Linkemeyers sofort an den Landrat von Borries in Herford weitergegeben und in seinem Begleitschreiben den Leutnant als einen Mann bezeichnet, der „wegen heftiger religiöser Schwärmerei hinlänglich bekannt und wegen häufiger Störung der öffentlichen Ruhe durch Bußpredigten auf der Straße wiederholt und ernstlich gewarnt“ sei. Der Landrat verfügte am 10. Mai die Eröffnung des Verfahrens wegen Störung des Gottesdienstes. Wenige Tage später traf auf dem Kochhof folgendes Schreiben ein:

„Blotho, den 15. Mai 1833.

An den ehemaligen Herrn Leutnant von Tschirschky
zu Wehrendorf.

Es wird Ihnen hierdurch eröffnet, daß Sie wegen der am 5. Mai a. c. bewirkten Störung des öffentlichen Gottesdienstes in der Kirche zu Baldorf zur fiskalischen Untersuchung und Bestrafung gezogen werden, und falls Sie sich noch einmal die geringste Störung des öffentlichen Gottesdienstes oder der öffentlichen Ruhe zuschulden kommen lassen, ohne weiteres festgenommen und gefänglich eingezogen werden.

Poelmahn.“

Am 22. Mai wurden dann Kolwes, Klocke und Müller auf dem Amt zu Blotho als Zeugen des Auftritts in der Baldorfer Kirche vernommen, und am 25. Mai vormittags 9 Uhr mußte Tschirschky selbst vor dem Bürgermeister erscheinen. Er wurde zunächst über seine Herkunft, seine Verabschiedung, seine Eheschließung, sein Verhältnis zu den Quäkern und seine sonstigen Lebensumstände befragt.¹⁾ Dann wurde er aufgefordert,

¹⁾ Der erste Teil des Protokolls, der von diesen persönlichen Ver-

sich über die Störung des Gottesdienstes zu erklären und machte darüber folgende Aussagen:

„Ich leugne nicht, am Sonntag den 5. Mai das Kirchhaus zu Baldorf besucht zu haben, verabrede auch nicht, dort während des ersten Absatzes der Predigt mich von meinem Sitz erhoben und die ungefähren Worte ausgesprochen zu haben: „Wer Ohren hat, zu hören, der höre! Wie bedaure ich euch, ihr armen Seelen! denn euer Lehrer ist ein falscher Lehrer, ein falscher Prophet.“ Auch bemerke ich auf Befragen, daß am 5. Mai bei meinem Aufenthalt in dem Kirchhause zu Baldorf ich, wie ich gewöhnlich zu tun pflege, einen Stock bei mir führte, den ich aber, wie immer, nur zu meiner Stütze gebrauchte. In diesen allen von mir keineswegs verabredeten Tatsachen kann ich übrigens keine Störung des öffentlichen Gottesdienstes, deren nächstseitige gesetzliche Folgen mir sehr wohl bekannt sind, finden, muß vielmehr erklären, daß ich die am 5. Mai in

hältnissen spricht, ist natürlich eine Quelle ersten Ranges für die gesamte Lebensgeschichte Tschirschkys und ist daher oben schon mehrfach (S. 5 f., 42, 56) benutzt worden. Er hat folgenden Wortlaut:

„Mein Name ist Carl Otto Heinrich von Tschirschky. Ich bin in Kaulwitz, einem Rittergut bei Namslau in Schlesien geboren, besuchte später die Schulen zu Ols und Brieg und trat im Jahre 1820 in meinem 18. Lebensjahre bei dem Gardehusaren-Regiment zu Berlin, welches später nach Potsdam versetzt wurde, in den königlich preussischen Militärdienst. Ich bin am 13. Juni 1832 aus meinen Dienstverhältnissen aus dem Grunde entlassen, weil ich erklärte, daß es mir mein Gewissen verbiete, ferner einen Eid zu leisten, meiner Meinung nach unbußfertige Prediger zu hören und auf Befehl des Regiments einen Gottesdienst zu besuchen, den meine innere Überzeugung mir als mangelhaft und verderblich bezeichnete. Zur Zeit meiner Entlassung lernte ich den Simon Varenbrinck aus Bonneberg bei Blotho kennen, welcher sich damals gerade in Potsdam aufhielt, um wegen Beschränkung seiner durch Gesetze ausgesprochenen Gewissensfreiheit bei Sr. Majestät dem Könige persönlich Beschwerde zu führen, und entschloß ich mich, mit ihm nach Bonneberg zu ziehen, um dort diejenigen Personen kennen zu lernen, von denen ich glaubte, daß sie mit mir gleiche religiöse Überzeugung hegten. Diesen Plan habe ich ausgeführt und mich am 19. Dezember 1832 in Eidinghausen, Kreises und Regierungsbezirktes Minden mit Amalia von Hahn aus Breslau, verhehlicht gewesene Intendanturrätin Salemon, nach den Gebräuchen der Quäkergemeinde und unter Zuziehung des Gesellschafts-Schreibers Rappermann sowie aller gegenwärtigen

dem Kirchhaus zu Baldorf gehaltene Versammlung für eine solche hielt und auch noch halte, in welcher die wahre Besehrung Gottes, wie uns solche die Heilige Schrift vorschreibt, nicht stattfindet. Aus diesem Grunde glaube ich im gegenwärtigen Falle um so weniger straffällig zu sein, als mich meine religiösen Überzeugungen und der Drang meines Gewissens antreiben, dahin zu wirken, meinen Mitmenschen die wahre und reine Lehre zu verkündigen. Ich bitte mich mit aller Strafe zu verschonen, unterwerfe mich übrigens denjenigen entscheidenden Folgen, die ein späterer weltlicher Richter über mich erkennen wird, und erkläre zum Schluß, daß ich mich zu keiner vom Staate rezipierten und geduldeten Glaubenssekte bekenne, vielmehr lediglich meiner eignen religiösen Überzeugung mit der mir erworbenen Erkenntnis des Wahren und Guten lebe.“

Am Tage nach dem Verhör schrieb Tschirschny folgendes in sein Gedenkbuch: —

Mitglieder der Gesellschaft ehelich verbunden. Das über diesen Akt aufgenommene Dokument, welches übrigens in Abschrift bei der Quäker-gemeinde in Eidinghausen hinterlegt ist, habe ich an das Pupillenkollegium des Königlichen Kammergerichts zu Berlin eingesandt, und bin ich bereit, dasselbe auf Erforderung zu produzieren. Ich muß auf Befragen erklären, daß ich kein wirkliches Mitglied dieser Gesellschaft bin, daß jedoch meine religiöse Überzeugung in vielen Punkten mit den Grundsätzen dieser Gesellschaft der Freunde übereinstimmt, weshalb ich es denn auch für angemessen erachtet habe, meine Ehe in der Form einzugehen, wie die Quäker-gemeinde diese für genügend hält. Gegenwärtig lebe ich mit meiner Frau und deren zwölfjähriger Tochter, die ich in den Grundsätzen der Religion und den erforderlichen Zweigen des Wissens im gewöhnlichen bürgerlichen Leben selbst unterrichte, bei dem Kolon Koch Nr. 37 zu Bonneberg und lebe von der meiner jetzigen Frau belassenen einen Hälfte der Witwenpension ad. 150 rt Gold und den Unterstützungen meiner Mutter.“ Über die persönlichen und Wohnungsverhältnisse der Quäker teilt mir Pfarrer Busse-Waldorf noch folgendes mit: Johann Simon Heinrich Bege-mann (genannt Varenbrinck), verheiratet am 1. 7. 1822 mit der Witwe Anne Christine Charlotte Varenbrinck geb. Kastrop, war Besitzer des Hofes Nr. 8 auf dem Bonneberg, verpachtete aber dieses Grundstück und zog auf das Kolonat Cordes Nr. 9 in Wehrendorf zu dem kinderlosen Ehe-paar Dietrich und Christina Reckesfuß (genannt Cordes), von denen er später diesen Hof erbte. Über den Kochhof s. o. S. 56, Anm. 1.

„Den 26. Mai 1833.

Gestern zur Verantwortung in Blotho gewesen, woselbst ein dreistündiges Verhör stattfand, von Seiten des Bürgermeisters über mich und Amalien, in welchem ich die liebevolle Führung meines Vaters im Himmel deutlich erkannte, der alle Fragen und Antworten nach seiner Weisheit leitete.

Es wird wohl Leiden geben, aber ich hoffe, zur Verherrlichung Gottes und Rettung der Menschen.

Am Abend erhielt ich eine herzliche Stärkung vom Herrn, der mein alles sei und bleibe in Ewigkeit!“

Das waren die letzten Worte, die Tschirschny in sein Gedebuch eingetragen hat. Die Leiden, die er ahnte, kamen schnell.

Noch an demselben 26. Mai — es war der erste Pfingstfeiertag — hielt er eine Erbauungsversammlung, dieses Mal in dem Hause des Zimmermeisters Buschmeyer (genannt Winter) auf der Höhe des Winterberges. Trotz der sommerlichen Hitze war die kleine Stube bald mit Anhängern und Zuhörern dicht gefüllt, und immer neue Scharen strömten herzu, so daß die Versammlung schließlich weit über hundert Köpfe zählte. Und er begann zu predigen. Aber plötzlich erschienen mitten in der andächtigen Gemeinde zwei bewaffnete Wächter der öffentlichen Ordnung, erklärten die Versammlung für aufgehoben und den Prediger für verhaftet. Schon am Tage vorher war auf dem Amt zu Blotho die bevorstehende Versammlung angezeigt worden, und der Gendarm Geisler und der Polizeidiener Richter hatten Weisung erhalten, am Winterberge zu patrouillieren und den Störer der öffentlichen Ruhe auf frischer Tat zu arretieren. Sie fesselten ihn wie einen schweren Verbrecher. Voll Ergebung nahm der Gefangene sein Schicksal hin und beruhigte, so gut er vermochte, die aufgeregten Gemüther der anderen. „Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein“, so rief er ihnen zu, als er hinausgeführt wurde.

Nun ging es in polizeilicher Begleitung den Winterberg hinab, durch Blotho und jenseits der Stadt den Amthausberg hinauf. Da oben lag zwischen den Trümmern der alten Burg das Gefängnis.

Der Zug ging an Dr. Schraders Hause vorüber, der seinen Augen nicht traute und sofort zum Bürgermeister eilte, um Einspruch zu erheben. Der aber ließ sich nicht beirren. Er hatte im Bewußtsein seiner Pflicht den Haftbefehl gegeben und erhielt ihn aufrecht. Noch an demselben Tage schrieb er folgendes nieder:

„Blotho, den 26. Mai 1833, nachmittags 4 Uhr zeigte der Gendarm Geisler an, daß er der gestern an ihn ergangenen Requisition zufolge den inaktiven Leutnant von Tschirschky, welcher heute in der Wohnung des Koloni Winter auf dem Winterberge vor einer Versammlung von gewiß 150 Menschen beiderlei Geschlechts religiösen Vortrag nach seinen bekannten höchst schwärmerischen Begriffen gehalten, arretiert und denselben auf das amthäusliche Gefängnis geführt habe.“

Am folgenden Tage wurde der Gefangene vor den Bürgermeister geführt. Davon erzählt das Protokoll:

„Blotho, den 27. Mai 1833.

Dem heute vorgeführten inaktiven Leutnant von Tschirschky wurde eröffnet, daß er wegen der am 1. Pfingsttage, den 26. Mai d. J., auf dem Winterberge in der Wohnung des Koloni Winter gehaltenen religiösen Zusammenkunft, die gesetzlich verboten sei, jetzt bis auf weitere höhere Verfügung arretiert bleiben werde. Derselbe erklärte, daß er in der Art dieser Versammlung und in den von ihm dort gehaltenen religiösen Ermahnungen nichts Gesetzwidriges finde und sich daher auch nicht für strafbar halte.

Denunziat wurde hierauf ins Gefängnis zurückgeführt.“

Noch an demselben Tage sandte der Bürgermeister ein ausführliches Schreiben nach Herford:

„An den Herrn Landrat,
schwärmerische Umtriebe des inaktiven Leutnants von Tschirschky betreffend.

Blotho, den 27. Mai 1833.

Es kam am 25. Mai zu meiner Kenntniss, daß der inaktive Leutnant von Tschirschky, welcher bereits wegen Störung des öffentlichen Gottesdienstes in der Kirche zu Baldorf zur Untersuchung gezogen worden ist, am 26. Mai d. J., als am

1. Pfingsttage, eine große Versammlung in dem Hause des Kolon Winter auf dem Winterberge, Kirchspiel Baldorf halten wollte. Da ich bei der bekannten, alle bisher gekannten Grenzen überschreitenden religiösen Schwärmerei des Denunziaten nicht hoffen durfte, seinen Entschluß durch sanfte und ruhige Überredung, wie ich bereits mehrfach versucht, zu ändern, da wartete ich die Ausführung des Vorhabens ab und ließ gestern durch den Gendarm Geisler den p. Tschirschky, welcher in dem Hause des p. Winter vor einer großen Versammlung von gewiß 150 Menschen laut predigte, arretieren. Obgleich ich nicht behaupten werde, daß die von dem Denunziaten öffentlich und ohne allen Rückhalt ausgesprochenen religiösen Grundsätze den Lehren des Evangeliums zuwider oder der Ruhe und Sicherheit gefährlich werden könnten, so halte ich doch dafür, daß die Art und Weise des Vortrages und die zu diesem Behufe gewählten Orte den ungünstigsten Eindruck auf das Gemüt des halbgebildeten Landmannes nicht verfehlen können. Die Erfahrung lehrt dieses immer mehr, da täglich die Zahl der Beter und Faulenzer in den Landgemeinden Erter und Baldorf, dem Wirkungskreise des Denunziaten, zunimmt. Indem ich mich beehre, dieses hierdurch gehorsamst zu berichten, bemerke ich zugleich, daß ich den Grund der Geneigtheit des Volkes, den p. von Tschirschky zu hören und dessen religiöse Vorträge zu bewundern, theils in der Persönlichkeit des Denunziaten, der eine nicht gewöhnliche Gabe religiöser Beredsamkeit besitzt, finde, theils aber auch in der äußerst unvollkommenen Amtstätigkeit der Prediger der hiesigen Landgemeinden suchen muß, die, unter nicht zeitgemäßen Verhältnissen gebildet, jetzt wegen körperlicher und geistiger Stumpfheit nicht imstande sind, den krankhaften geistigen Zustand vieler Gemeindeglieder richtig zu würdigen und zweckmäßige Mittel zur Beseitigung dieses Übelstandes zu ergreifen.

Um aber wenigstens vorläufig stündlich erneuerten ähnlichen Geseßüberschreitungen vorzubeugen, habe ich, wie bereits eben angeführt, den p. von Tschirschky auf frischer Tat arretiert und erlaube mir hierdurch gehorsamste Anfrage: bis wie weit ich diese gefängliche Haft ausdehnen und ob vielleicht ein allgemeines Verbot an sämtliche Eingeseßene, die Versamm-

lungen des Denunziaten nicht in ihren Wohnungen ferner zu dulden, zweckmäßig erscheinen dürfte?

D. B. Poelmahn."

Auf dieses Schreiben erhielt der Bürgermeister vom Landrat folgende Antwort:

„Sie haben den Leutnant außer Dienst von Tschirschky, wie ich Ihnen auf Ihren Bericht vom 27. d. M. eröffne, bis zu näherer Bestimmung in Haft zu behalten, jedoch darauf zu achten, daß solcher sonst anständig behandelt wird.

Herford, den 29. Mai 1833.

Königlich preuß. Landrat
von Borries."

So blieb der Gefangene nach wie vor in Haft. Dabei ließ freilich die anständige Behandlung zu wünschen übrig. Nicht als ob es den Beamten an gutem Willen gefehlt hätte, aber das Gefängnis, wo der ehemalige Gardeoffizier mit mehreren Gefangenen einen Raum ohne Bettstelle teilen mußte, war nicht eben in einem sehr menschenwürdigen Zustand. Und die Folgen blieben denn auch nicht aus. Etwa acht Tage nach seiner Verhaftung brach der Gefangene unter einer schweren Krankheit zusammen. Dr. Schrader, sein wohlwollender Freund, eilte ihm zu Hilfe und schrieb sofort an den Bürgermeister:

„Ew. Wohlgeboren glaube ich ergebenst anzeigen zu müssen, daß der hier inhaftierte v. Tschirschky an Lungenentzündung und Gallenfieber erkrankt sei, und erlaube mir zu bitten, daß demselben durch den Gefangenenwärter Stemmer auf Ihre gefällige Anweisung eine Bettstelle verschafft werde. Auf seinem jetzigen Lager ist der Patient Erkältungen ausgesetzt, welche seinen Krankheitszustand unausbleiblich verschlimmern würden.

Hochachtungsvoll Ew. Wohlgeboren ergebenster
Schrader.

Auf dem Amthausberge, den 4. Juni 1833."

Dieser Brief hatte Erfolg. Die Bettstelle wurde sogleich besorgt, und der Gefangenenwärter erhielt außerdem die strenge Weisung, niemanden zu dem Gefangenen hineinzulassen außer

seiner Gattin und seinem Arzt. So wurde seine äußere Lage erträglicher. Amalie pflegte ihn hingebend. Dr. Schrader besuchte ihn täglich und wandte ihm alle Sorgfalt und die herzlichste Freundschaft zu, und nie hat er die Worte vergessen, die der Kranke bei einem dieser Besuche leise vor sich hin sprach:

„Ein Arzt ist uns gegeben,
der selber ist das Leben,
Christus, am Kreuz gestorben,
hat uns das Heil erworben.“

Aber alle liebevolle Pflege und alle ärztlichen Bemühungen waren vergebens. Die leibliche Kraft des Gefangenen schwand schnell dahin. Schon 14 Tage nach seiner Verhaftung, am Sonntag den 9. Juni 1833, um 11 Uhr abends, ist er entschlafen.

Kurz vor seinem Tode hatte er den Wunsch ausgesprochen, an der Stätte begraben zu werden, an der er seine letzte Versammlung gehalten hatte. Für Amalie war es Herzenssache, den letzten Willen ihres geliebten Mannes zu erfüllen, und sie bot alle ihre Tatkraft auf, um zu erreichen, was sie wollte. Sie trug ihre Bitte zuerst dem Bürgermeister vor, hatte aber bei ihm keinen Erfolg. Da wandte sie sich an den Landrat mit folgenden Zeilen:

„Es hat Gott gefallen, die irdischen, unrechtmäßigen Bande meines Gatten Carl von Tschirshky zu lösen und ihn zur ewigen Freiheit zu berufen! Durch Gottes Gnade von seinem herannahenden Tode überzeugt, teilte mein Mann mir seine Wünsche in betreff der letzten äußeren Angelegenheiten mit, darunter auch der innige Wunsch enthalten: daß seine irdische Hülle am Winterberge auf den Gründen des Kol. Winter oder Buschmeyer als dem Ort seiner Gefangennehmung möge zur Ruhe bestattet werden. Dem Bürgermeister als die nächste Behörde teilte ich seine Wünsche mit, wurde aber damit abgewiesen, und so wende ich mich denn an Dich mit derselben, lieber Landrat, Gott wolle doch Dein Herz regieren, daß Du mir die Gewährung erteilest und dadurch ein Unrecht zu vergüten suchest, welches ihm, der nie etwas Übles wollte, sondern nur seinen Mitbrüdern durch die Verbreitung der Wahrheit diente, auf eine harte Weise widerfahren ist. Er konnte in

den letzten Augenblicken für seine Verfolger bitten, ich desgleichen! Gewähre mir meine Bitte um Gottes willen, der demaleinst der Richter aller unsrer Handlungen sein wird. Den Grund, welchen mir der Bürgermeister angab, es könnten Unruhen hieraus entstehen, hast Du nicht zu befürchten. Ich sage gut dafür.

Amalie von Tschirschky geb. von Hahn.

Blotho, den 10. Juni 1833."

In Herford war man nicht gewillt, die Bitte zu gewähren. So ging die Sache weiter an die Regierung in Minden. Hier endlich fand die Witwe Gehör. Und so konnte denn der letzte Wunsch des Heimgegangenen wenige Tage nach seinem Tode erfüllt werden. Der alte Fährmeyer, ein Ackerbürger aus Blotho, der dem Verstorbenen treu ergeben war, fuhr den Sarg auf die Höhe des Winterberges. Dort wurde er im Buschmeyerschen Hofe in die Erde gesenkt. Eine große Menge Volks gab dem dankbar verehrten Manne das letzte Geleit.¹⁾

So starb Carl von Tschirschky, ein Opfer seines Eifers, in der Blüte der Jahre. Von Heiligem Geiste getrieben, voll unbegrenzter Hingabe an Gottes Sache, ehrlich bemüht, das Heil und den Heiland zu finden und anderen zu zeigen, rastlos bestrebt, die Sünde in sich und anderen niederzukämpfen, hat er sich zu einer königlichen Höhe der Gotteskindschaft und Weltüberwindung emporgeschwungen und ist sicher vielen zum Segen geworden. Aber ein Stürmer und Dränger, der er war, leidenschaftlich von Natur, kriegerisch von Beruf, ließ er sich durch Schwärmer in die Irre leiten, verlor mehr und mehr das Verständnis für das Wirkliche, Natürliche, Weltliche, Menschliche, verkannte mehr und mehr den Wert von Staat

¹⁾ Die Nachrichten über die letzte Versammlung, über Gefangenschaft, Tod und Begräbnis sind im wesentlichen aus den Blothoer Akten geschöpft, ergänzt durch einzelne Züge aus Schmidt und Langewiesche. Harland (Geschichte Blothos) teilt mit, daß als Gefängnis damals das heutige Wirtschaftsgebäude auf dem Amtshausberge diente. Nach dem Lemgoer Gemeindeblatt 1885 (Nr. 12) hat der „alte Behrmeyer“ den Sarg gefahren. Das Fährmeyersche Grundstück (in Blotho dicht an der Weser) war, wie sich aus den Akten ergibt, nächst dem Buschmeyerschen Hof als Begräbnisplatz in Aussicht genommen.

und Kirche, erklärte schließlich allen irdischen Gewalten den Krieg und erlag rasch der unerbittlichen Übermacht ihrer strengen Gesetze. So steht er vor uns, eine Märtyrergestalt ältesten Stils mitten im Zeitalter der Glaubensfreiheit, Aufklärung und Humanität, gewiß eine höchst merkwürdige Erscheinung, kein Heiliger ohne Fehler und Schwächen, aber auch kein alltäglicher Mensch, sondern ein starker Geist und ein tapferer Kämpfer, der seine eigne Person einer großen Sache geopfert hat.

Urteile.

Der Eindruck, den Tschirschky bei seinen Zeitgenossen hinterließ, war sehr verschieden, und ihre Urteile gehen denn auch weit auseinander. Eglert beschließt seine Erzählung mit folgenden Worten: „Der große Haufe hielt ihn für verrückt, wenige gedachten seiner mit Behmut, und die Gleichgesinnten nannten ihn einen Märtyrer.“

Im Sterberegister der St. Stephansgemeinde zu Blotho findet sich folgende Eintragung:

„Dieser Mann hatte überspannte Begriffe, wollte alle Menschen bekehren, störte an einem Sonntag in der Kirche zu Baldorf während der Predigt den öffentlichen Gottesdienst, predigte auf öffentlichen Straßen in Blotho. Einst versammelte sich auf dem Winterberge eine große Menge Menschen um ihn, denen er ebenfalls die Köpfe zu verdrehen bemüht war. Auf Befehl der Polizeibehörde wurde er bei dieser Gelegenheit gefangen genommen und ins Gefängnis gesetzt, wo er dann auch starb. Er war früher in Berlin.“

Und die königliche Regierung zu Minden berichtete an den Oberpräsidenten der Provinz Westfalen:

„Der Leutnant a. D. von Tschirschky ließ sich im Monat Juli 1832 bei dem Pietisten Kolonus Barenbrinck in Wehrendorf, Kreises Minden nieder und trieb sich unter den Frömmern in Wehrendorf, Bonneberg und Umgegend umher. Er wurde wegen Störung des öffentlichen Gottesdienstes und weil er den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen zuwider in Privathäusern und im Freien religiöse Versammlungen gehalten, am

26. Mai 1833 von Polizei wegen verhaftet, ist aber bereits am 9. Juni an den Folgen eines gallichten Nervenfiebers mit Tode abgegangen."

So haben die Hüter der öffentlichen Ordnung in Kirche und Staat ihren sonderbaren Zeitgenossen mit harten Worten verurteilt. Aber die Bauern, unter denen er wie ein Prophet gelebt, denen er wie ein Bote Gottes das Evangelium gepredigt hatte, bewahrten ihre warme Dankbarkeit und tiefe Verehrung. Und in ihrer frommen Erinnerung verklärte sich das Bild des Heimgegangenen unwillkürlich zu einer hohen Heiligengestalt, die in erhabener Klarheit leuchtete, während alle Schatten des Allzumenschlichen verschwanden. Und je mehr in den folgenden Jahrzehnten die Erweckungsbewegung mit dem kirchlichen Leben verschmolz, und je mehr die Kirche im ganzen sich von der Aufklärung abwandte und zum reformatorischen Bekenntnis zurückkehrte, desto mehr verwandelte sich in der Erinnerung des Volkes der stürmische Gegner der Kirche, der von dem göttlichen Licht in seinem Innern zeugte, in einen Verteidiger des rechtgläubigen Luthertums gegen Union und Rationalismus.

So konnte man dann etwa ein halbes Jahrhundert später in der Gegend um Baldorf die Tschirschky-Legende folgendermaßen erzählen hören:¹⁾

¹⁾ Die folgende Erzählung geht fast wörtlich auf eine Darstellung zurück, die Professor Rothert-Münster, ehemals Pfarrer in Lemgo, nach Mitteilungen benachbarter Bauern im Lemgoer Gemeindeblatt 1885, Nr. 8 gegeben hat, bereichert um einige Notizen in Nr. 11 und 12 desselben Blattes und um Stücke aus ungedruckten Aufzeichnungen, die mir Rothert zur Verfügung gestellt hat. Die Duellgeschichte entnehme ich dem Bericht von Tiesmeyer (Die Erweckungsbewegung in Deutschland I, 2. Aufl., S. 29), der, wie er mir mitteilt, in der Gegend aufgewachsen ist und namentlich in den Jahren 1860—1864 mit frommen alten Männern verkehrt hat, die den Leutnant noch persönlich gekannt hatten. Die Darstellung in Tiesmeyers Werk ist im übrigen sehr kurz und bietet nichts Eigentümliches. Sie fußt im wesentlichen auf Schmidt. Dieser hat seinerseits unter der Überschrift: „Ein einsames Grab“ in den „Ravensberger Blättern“ (1903, Nr. 9) den Tiesmeyerschen Bericht abgedruckt, dazu die Bemerkungen des Blothoer Sterberegisters, mit Abbildungen vom Grabe und von Tschirschky selbst. Nach Tiesmeyer erzählt die Geschichte Tschirschkys ganz kurz auch Eichhoff in der Festschrift „Minden-Ravensberg“ (S. 112). An der Duell-

„Es war einmal ein hoher Offizier von altem, vornehmem Adel, Carl von Tschirschky mit Namen, der stand bei seinem preußischen König in großem Ansehn, weil er ihm treu diente. Nicht minder treu aber diente er seinem Herrn Jesu, dem König der Ehren.

Nun geschah es, daß in die Gemeinde Baldorf vom Konsistorium ein ungläubiger Prediger geschickt wurde. Vergeblich sträubten sich die Gläubigen dagegen. Endlich sandten sie Abgeordnete nach Berlin, um dem Könige selbst ihre Not zu klagen. Die standen den ganzen Tag in glühender Sommerhitze vor dem Schloß, allen Vorübergehenden auffallend durch die weißen Leinenröcke, die sie nach der Sitte ihrer Heimat trugen. Endlich trat ein Gardeoffizier an sie heran, erkundigte sich freundlich nach ihrem Anliegen und führte sie selbst zum Könige. Es war kein anderer als der Herr von Tschirschky, der sich der bedrängten Gläubigen angenommen hatte.

In diesen Tagen ließ der König die Herren vom Oberkonsistorium und mit ihnen den Herrn von Tschirschky zu sich kommen, um mit ihnen zu beraten, ob man dem alten Glauben noch treu bleiben sollte. Es fand sich, daß die Geistlichen zu allem, was man wünschte, bereit waren. Wer aber nicht bereit war, das war der gläubige Offizier. Er fuhr auf und schalt alle diejenigen Diebe und Mörder, die ihren Glauben verhandeln wollten. Aber er drang nicht durch, und weil er sich einem Lieblingsplan des Königs widersetzte, fiel er bei seinem hohen Herrn in Ungnade.

Um dieselbe Zeit begab es sich, daß er hörte, wie ein anderer Offizier Schmähworte wider Gott und die Religion redete. Da legte er vor dem Lasterer ein kräftiges Zeugnis von unserm Heil in Christo Jesu ab. Es kam zwischen beiden zu einem heftigen Wortwechsel, der mit einer Herausforderung zum Duell endigte. Aber der fromme Offizier nahm die Forderung nicht an.

geschichte mag richtig sein, daß es vielleicht in der letzten Potsdamer Zeit eine Forderung gegeben hat. Unfre besten Quellen wissen freilich nichts davon, und die Entlassung des Leutnants ist sicher nicht aus diesem Grunde erfolgt.

Da wurde er vom Könige aus dem Dienste entlassen und von seinem Vater, der ihn nicht verstand, enterbt. Er weihte sich nun ganz dem Dienste seines himmlischen Königs, er zog durch die weiten Gegenden der preußischen Lande, und wo er irgend ein Häuflein fand, das noch in dem Glauben der Väter stand, da stärkte er die Brüder.

Da gedachte er der Leute von Baldorf, die er vor dem Schloß zu Berlin gesehen und zum Könige geführt hatte, und kam zu ihnen ins ravensbergische Land. Hier wohnte er in einem kleinen Hause auf dem Winterberge. Von da aus zog er umher, sammelte die Stillen im Lande um sich und gab ihnen Trost und Stärkung aus Gottes Wort. Er war feurig im Geiste und wollte immer ganze Arbeit tun. Er predigte gewaltig, sein Gebet riß die Seelen der Hörer mit sich vor Gottes Thron. Er heilte auch Kranke und hatte wunderbare Gebets-erhörungen. Geistliches Leben zu wecken und Seelen für den Herrn zu gewinnen war seine größte Sorge. Darüber stellte er seine eigne Person ganz in den Hintergrund. Er kam auch mit den Quäkern in Berührung, die sich damals in Minden fanden, sagte sich aber sehr bald von ihnen wieder los. Er reichete allen die Hand, die an Christum wirklich glaubten. Aber ernsthaft strafte er den Unglauben, wo er ihn auch fand.

Eines Sonntags kam er vom Winterberge nach Bergkirchen bei Minden zur Kirche. Der Pastor wußte aber nichts von dem, was ihm das Herz füllte. Er predigte nicht das Evangelium von Jesu Christo, dem Sünderheilande, sondern ging in hohen Worten von allerlei Menschenvortrefflichkeit einher. Da tat dem frommen Zuhörer das Herz weh. Er faltete unter der Predigt die Hände und seufzte zu Gott, er wolle sich doch seiner Herde selbst annehmen und das Verlorene suchen, das Verirrte wiederbringen. Sein Gesicht aber muß bei solch inbrünstigem Beten wie das des Stephanus gleich eines Engels Angesicht gewesen sein. Der Mann auf der Kanzel sieht ihn und stußt. Denn solch Gesicht voll Blut der Andacht war er in seinen Predigten nicht gewohnt zu sehen. Er stockt und muß endlich ohne Schluß die Predigt abbrechen. In der Stille aber, die nun in der Kirche entsteht, erhebt sich unser Offizier und ruft: „Liebe Gemeinde, du wirst betrogen!“ Dann fügt

er noch einige Worte aus den Tiefen geistlicher Erfahrung hinzu und verläßt das Gotteshaus.

Nicht lange danach hielt er eine Bibelstunde in seinem Häuschen auf dem Winterberge. Er spricht über das Wort: „Durch Stillesein würde euch geholfen werden.“ Da erscheinen drei katholische Gendarmen. Die bewaffnete Macht ist aufgeboden, den Störer des Gottesdienstes in das Gefängnis nach Blotho zu holen. Im Gefängnis wird er krank. Man schickt ihm Ärzte. Ihn aber drängt die Liebe zu ihren Seelen, daß er auch ihnen nur sagt von ihrer Sünde und Gottes Gnade, statt von seiner Krankheit. Sie geben ihn auf. Nur ein junger Arzt erbieht sich freiwillig, ihn zu behandeln. Als er in die Gefängniszelle tritt, ruft der Kranke ihm entgegen:

„Ein Arzt ist uns gegeben,
der selber ist das Leben,
Christus für uns gestorben,
hat uns das Heil erworben.“

Noch wochenlang lag er krank. Täglich kam der Arzt — zuletzt nicht mehr, um dem andern zu helfen, sondern um sich von ihm helfen zu lassen aus der Not der Sünde. Und beide genasen, der Arzt zum geistlichen Leben und fröhlichen Glauben an Christum, der Kranke aber zum ewigen Leben und seligen Schauen Christi, seines Herrn. Seine letzte Bitte war gewesen: „Begrabt mich auf dem Winterberge, dort oben, wo ich in der Einsamkeit und Verbannung gelebt habe, will ich auferstehen!“ So geschah's. Die Treuen aber, denen er das Wort des Lebens gesagt, konnten sein Grab nicht vergessen, und wenn der Frühling ins Land kam, dann zog's sie hinauf zu dem einsamen Grabe, neue Blumen darauf zu pflanzen, Bergig-meinnicht oder Rosen oder was ihre Armut hatte.

So stand das Grab manch Jahr — da rauschte es über ihm, denn Totengebeine wollten wieder einmal lebendig werden. Jener junge Arzt war in seinem Glauben lau und immer lauer geworden. Er hatte zuletzt das alles vergessen, was er mit dem kranken Gefangenen erlebt hatte. Da kommt ihm die letzte Krankheit. Und siehe! da ersteht der Mann aus dem Gefängnis in Blotho wieder vor seinem Auge, und von ihm gehen die Gedanken weiter zu dem, von dem jener so mächtig

geredet hatte, zu dem Manne am Kreuze, und der alte Glaube erwacht wieder. Und als seine Freunde und Berufsgenossen kamen, ihn zu trösten: „Du wirst bald wieder besser!“, da richtet er sich auf auf seinem Lager und fällt in die Knie und betet:

„Ein Arzt ist uns gegeben,
der selber ist das Leben,
Christus für uns gestorben,
hat uns das Heil erworben“ —

und ist also selig heimgegangen. So hat ihm der Herr, was er an seinem Gefangenen vor Jahren getan, gelohnt mit einem seligen Sterbestündlein.

Noch immer ist das Grab auf dem Winterberge und deckt die Reste des ehrwürdigen Mannes und ist uns heilig in unsrer Mitte. Und wenn Du einmal über den Berg gehst, nicht wahr, dann fragst Du nach dem einsamen Grabe und sprichst still ein Gebet und dankst Gott, daß er uns das helle Licht des lauterer Evangeliums wieder hat aufgehen lassen.“

Nachkommen.

So klang die Erinnerung an den merkwürdigen Mann aus den Tagen der Erweckung noch jahrzehntelang im Herzen des Ravensberger Volkes nach, und sie ist auch heute noch nicht verstummt, ein Zeichen, daß Carl von Tschirschky nicht umsonst gelebt hat, trotzdem an ihm so manches Seltsame gewesen und trotzdem er so früh ins Grab gesunken ist, noch ehe er aus dem jugendlichen Sturm und Drang heraus ins Alter der Reife gekommen war. Jedoch in dem, was er zu seiner Zeit in Ravensberg getan, ist seine Bedeutung bei weitem nicht erschöpft. Auf einem Wege, den er selbst nicht ahnte, wirkt sein Geist lebendig bis in unsere Gegenwart hinein und mag noch in der Zukunft manche Früchte bringen. Darüber müssen wir noch einige Worte sagen.

Nach dem Tode ihres Mannes verließ Amalie das Ravensberger Land und ging zu ihrer Schwägerin Henriette von Kottwitz nach Boyadel in Schlesien, wo sie wenige Monate später einem Töchterchen das Leben schenkte. Sie ist zeitlebens eine fromme Frau geblieben, hat sich aber fortan nicht mehr zu

den Quäkern oder andern Sekten gehalten, sondern ist streng kirchlich geworden. Darin hat sie die große Entwicklung des Zeitalters mitgemacht, in dem allgemein die unruhige Gärung der Erweckungsjahre in ein strenges Kirchentum überging. Die Briefe ihres Alters zeigen, wie kirchlich ihre Frömmigkeit geworden ist. Immer wieder erzählt sie darin von den schönen Predigten, die sie gehört. Von der Predigt eines Pastors in Grünberg wurde sie einmal so ergriffen, daß sie noch eine ganze Zeit nichts um sich sah und hörte. In demselben kirchlich-frommen Geiste hat sie auch ihre Tochter Henriette erzogen, die in einem langen, prüfungsreichen Leben sich als ein starker christlicher Charakter bewährt hat.

Henriette von Tschirschky heiratete im Jahre 1854 in Grünberg den Gerichtsassessor Paul Michaelis, dem sie sieben Kinder schenkte. Schon im Jahre 1866 wurde ihr Mann als junger Appellationsgerichtsrat in Frankfurt a. O. von der Cholera dahingerafft. Von nun an hat sie als Witwe unter sehr engen äußeren Verhältnissen ihre Kinder, wie man sagte, „groß gebetet“, hat sie fromm und streng, ja hart erzogen und hat Menschen aus ihnen gemacht, die in Gott verankert waren und die zugleich im Kampf des Lebens ihren Mann zu stehen wußten. Ihre beiden Töchter, Frau Superintendent Flashar und Frau Major Hoffmann, haben als Mütter vieler Kinder tapfer und freudig ihre Pflicht erfüllt. Von ihren Söhnen wurde einer, der früh verstorben ist, Marineoffizier, der älteste wurde General, ein anderer Provinzialschulrat, der jüngste Pfarrer, und einer ist gar zu den höchsten Staatsämtern aufgestiegen. Er hat während des großen Krieges das deutsche Volk vom Hunger retten helfen und hat in einer Zeit großer Not und Verworrenheit auf den Ruf seines Kaisers mutig das Amt des Reichskanzlers übernommen.¹⁾

1) Von dem Leben und der Persönlichkeit des Reichskanzlers Michaelis liegt uns bisher keine zusammenhängende Darstellung vor. Es läßt sich aber davon soviel erzählen, und mir steht eine solche Fülle des schönsten Materials zur Verfügung, daß ich mich entschlossen habe, ein Buch über Georg Michaelis erscheinen zu lassen. Dazu fühle ich mich um so mehr verpflichtet, als es während des gegenwärtigen Krieges üblich geworden ist,

Frau Michaelis war ihrem Vater Carl von Tschirschky seelisch nahe verwandt. Gottergebenheit war auch bei ihr der Kern des ganzen Wesens, und auch sie ergrimmte über den Unglauben, wo sie ihn nur immer fand. Auch sie schrieb an Pastoren Briefe, in denen sie deren Predigten kritisierte, und der heilige Zorn, mit dem sie gegen Rationalismus und Materialismus zu eifern pflegte, erinnerte an die Ausfälle ihres Vaters gegen die Unbußfertigen. Aber die Frömmigkeit der beiden war doch nicht ganz von gleicher Art. Für den Vater war das Aufgehen in Gott, das Einswerden mit Gottes Wesen der Gipfel des Lebens; die Tochter fand den Frieden vor allem in dem Erlebnis der göttlichen Gnade, die um Christi willen dem Gläubigen seine Sünden vergibt.

Bald nach dem Tode ihres Mannes begann Frau Michaelis für ihre Kinder eine Hauschronik zu schreiben. Darin hat sie auch die Lebensgeschichte ihres Vaters kurz erzählt. Die Art, wie sie das tut, voll Ehrfurcht, aber doch nicht ohne Kritik, ist bezeichnend für das, was sie mit ihrem Vater verband, und zugleich für das, worin sie sich von ihm unterschied. Sie schreibt:

„Das Leben meines Vaters schließt einen heißen Kampf seiner unsterblichen Seele mit dem Schicksal ein — er war von Gott begnadigt mit Wiedergeburt und Erneuerung seines inneren Menschen, und wenn ich auch nie sein Antlitz geschaut, oder noch als Kind von ihm gesegnet worden bin, so weiß ich doch, daß seine Liebe zum Herrn, durch die er auch meine Mutter fürs Reich Gottes gewann, mir zugute gekommen ist, und daß ein Funcklein von seinem Geiste in mir glimmt, meist so schwach, daß ich vor dem Erlöschen zittere, dann aber auch wieder genährt durch das selige Bewußtsein, daß es mein geliebter Mann nicht in mir verachtet, sondern Gott dafür gepriesen hat. —

Aus der Jugend meines Vaters weiß ich gar nichts, nur daß er als Offizier in Potsdam bei den Gardehusaren stand, bis er durch die wunderbare Gestaltung seines inneren Lebens

dem deutschen Volke die Schicksale seiner Helden zu erzählen. Unter ihnen muß auch Michaelis seinen Platz haben.

und durch die äußeren Folgen davon gedrängt wurde, seinen Abschied zu nehmen, meine Mutter zu heiraten und mit ihr nach Blotho in Westfalen zu ziehen. Dort lebten sie unter einem angenommenen Namen in einfachen bäuerlichen Verhältnissen, zu einer Quäkergesellschaft sich haltend. Da diese Sekte jedem, der sich berufen fühlt, das Reden in ihren Versammlungen erlaubt, so gewann mein Vater durch seine außerordentliche Begabung bald aller Herzen; sie strömten ihm zu, und voll des Heiligen Geistes hat er mit hinreißender Beredsamkeit in Christo Jesu gepredigt — bis eines Tages sein Eifer ihn in der Kirche, wo er einen ungläubigen Prediger predigen hörte, verleitete, laut seine Entrüstung kundzutun mit den Worten: „Glender, du lügst!“ In der damaligen Zeit, wo der Unglaube noch im Schwange ging, ergriff man mit Freuden dies Ereignis, meinen unglücklichen Vater zu strafen. Er wurde gefangen und starb nach wenigen Monaten im Staatsgefängnis auf dem Winterberg bei Blotho an einem hitzigen Nervenfieber.

Es ist ja nicht zu leugnen, daß seine religiöse Richtung etwas Fanatisches angenommen hatte — aber doch wird Gott der Herr sein Herz angesehen und seinen Glauben ihm zur Gerechtigkeit gerechnet haben. Heiße Kämpfe sind durch seine Seele gegangen in der Zeit der Erweckung, wo ihm einmal das zügellose Leben seiner Kameraden, dann aber auch das eigene Fleisch und Blut so furchtbar schwer fiel. Ich habe das aus Tagebüchern, die er geführt, wo es wie ein Notschrei durch alle Seiten klingt.

Seine Familie verdachte ihm sein Tun und Handeln natürlich sehr, besonders seine Mutter, die auch in Potsdam lebte und eine fromme, gottesfürchtige Frau war, beschwor ihn oft mit Bitten, doch seinem Stande gemäß weiter zu leben. Er glaubte aber des Herrn Gebot zu erfüllen, und verließ alles, um ihm nachzufolgen.“¹⁾

¹⁾ In der „Furche“ (Juni 1914, S. 266—279) hat Dr. Georg Michaelis unter der Überschrift „Carl von Tschirschky-Boegendorff“ das Leben seines Großvaters erzählt. Dort sind einige Sätze der Hauschronik, der Brief an Henriette von Kottwitz und der größte Teil der Aufzeichnungen im Gedenkbuch zum erstenmal veröffentlicht worden. Im

Frau Michaelis hat ebenso wie ihr Vater ihr Leben im Ravensberger Lande beschlossen. Sie ging im Jahre 1892 nach Bielefeld mit ihrem Sohn Walter, der ihrem Herzenswunsch entsprechend Pfarrer geworden war und in dem sie recht eigentlich das Abbild ihres Vaters erblickte. In seinem Hause hat sie noch acht Jahre gelebt, körperlich leidend, aber innerlich fröhlich. Die letzten Blätter der Hauschronik sind voll von Dank gegen Gott für den Trost der Sündenvergebung, für den Segen, den Gott durch ihren Sohn in der Gemeinde stiftete, und für das Wohlergehen ihrer Kinder und Kindeskinde. Sie starb im Jahre 1900, nachdem sie von ihren dreißig Enkelkindern noch die meisten hatte erblihen sehen.¹⁾

Ihr Sohn Walter ist, wie sie richtig empfand, der eigentliche Fortsetzer des Werkes geworden, das Carl von Tschirschky begonnen hatte. Er ist freilich ungleich maßvoller und nüchterner als sein Großvater, aber die Seelen zu ernstlicher Buße und Bekehrung zu treiben ist auch für ihn das Thema seines Lebens. Er ist mit mehreren seiner Brüder von der neuen Erweckungsbewegung ergriffen worden, die von Amerika und England ausgehend sich seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Deutschland entfaltete und unter dem Namen „Gemeinschaftsbewegung“ noch heute unter uns lebendig ist. Der Pfarrer Michaelis nimmt unter den Gemeinschaftschristen gemäßigter Richtung eine führende Stellung ein. Er ist Vorsitzender der Gnadauer Pfingstkonferenz gewesen und hat häufig auf christlichen Studentenversammlungen gesprochen, ja er ist sogar eine Zeitlang als freier Evangelist durch das deutsche Land gereist. Vor allem aber ist seine Wirksamkeit dem Ravensberger Lande zugute gekommen, in

übrigen benutzt Michaelis die Darstellung von Schmidt-Blotho. Den Artikel in der Kirche scheint Langewiesche (s. o. S. 49) als Quelle benutzt zu haben, soweit er nicht aus eigener Familienüberlieferung schöpft.

¹⁾ Die Enkel und Enkelinnen haben sich sehr verschiedenen Berufen zugewandt, zwei dem Studium der Theologie. Im großen Kriege sind fast alle in den Heeresdienst eingetreten. Zwei unter ihnen, der älteste Sohn des Reichskanzlers und Lic. Martin Flashar, ein hochbegabter Theologe, sind auf dem Felde der Ehre gefallen.

dessen geistlichem Mittelpunkt Bielefeld er nun schon seit Jahren tätig ist.¹⁾

Auch sein Bruder Georg, der Reichskanzler, wandelt in den Spuren Carl von Tschirschky's. Er ist seinem Großvater darin noch mehr vergleichbar, daß er nicht als Prediger von Beruf, sondern als Laie öffentlich in Ansprachen und Vorträgen für sein Bekenntnis zu Christus eintritt. Darin freilich weit von seinem Ahn verschieden, daß er der Landeskirche treu geblieben ist und den Staatsdienst nicht verlassen, sondern große und verantwortungsvolle Ämter mit Umsicht und Tatkraft verwaltet hat. Ihm liegt besonders die männliche Jugend am Herzen. Seit Jahren schon in der Friedenszeit hat er dem Christlichen Verein junger Männer und der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung immer wieder gern seine Arbeitskraft gewidmet, und vollends im Kriege hat unter seiner Führung der „Deutsche Studentendienst“ für das geistige Wohl der kämpfenden und gefangenen Brüder Großes getan.²⁾

So darf man wirklich sagen: Carl von Tschirschky hat nicht umsonst gelebt. In seinen Enkeln ist sein Geist lebendig, ja lebendiger als in ihm selbst. Die heilige Flamme frommer Begeisterung, die in ihm wild und gewaltig aufloderte und ihn selbst verzehrte, ist zu einer wohlthätigen Glut geworden, die viele erleuchtet, wärmt und stärkt. Und das einsame Grab auf dem stillen Winterberge ist zu einem Denkmal christlicher und deutscher Geschichte geworden, das von den Geheimnissen der göttlichen Kraft und Weisheit predigt.

¹⁾ Im benachbarten Deynhausen — dicht bei Blotho — betätigt sich die Witwe des Generals Michaelis in der Pflege der christlichen Gesinnung unter der weiblichen Jugend.

²⁾ Vgl. Chronik der Christlichen Welt 1917, Nr. 4 (Der Deutsche Studentendienst) und Nr. 35 (Reichskanzler Michaelis).

Reformationsgeschichte der Stadt Münster.

Von Dr. Al. Vöfler.

Daß Münster auch einmal eine evangelische Stadt gewesen ist, gehört zu den historischen Tatsachen, die in den „weitesten Kreisen“ völlig unbekannt sind. Antwortete doch der „Münsterische Anzeiger“ am 3. Juli 1917 (Nr. 469) auf eine Briefkasten-anfrage: „Das deutsche Rom‘ oder das ‚nordische Rom‘, wie Max Grube und Lilly Braun Münster nennen, ist eine sinnbildliche Bezeichnung für die Zähigkeit und Treue, mit der Münster seit den ältesten Zeiten durch alle Stürme hindurch sich den römisch-katholischen Glauben bewahrt hat.“

Das Reformationsjubiläum mag uns deshalb Gelegenheit geben, einen raschen Rückblick auf die Geschichte Münsters in den entscheidenden Jahren des 16. Jahrhunderts zu werfen. Daß wir wegen des Krieges erst ein wenig post festum damit an die Öffentlichkeit treten können, verschlägt dabei nichts, und daß der Verfasser ein Katholik ist, mag dafür bürgen, daß keinerlei polemische Zwecke verfolgt werden, sondern es nur auf die geschichtliche Wahrheit abgesehen ist.

* * *

Die ersten, aber wenig nachhaltigen Spuren des lutherischen Einflusses auf Klerus und Volk in Münster finden wir in den ersten Jahren nach 1520. Der Kanonikus an Martini, Peter Gymnich aus Aachen, der in Heidelberg und Köln studiert hatte, stand 1520 mit Luther in Verbindung; am 5. Mai dieses Jahres übersendet Luther einen Brief von ihm an Spalatin. 1523 widmet ihm der Zwoller Rektor Gerhard Listrius eine Disputation über die Rechtfertigung allein durch den Glauben, über Reue, Beichte, Gewalt des Papstes, Menschen-

satzungen usw.¹⁾ Eine Einwirkung auf weitere Kreise hat aber Gymnich wahrscheinlich überhaupt nicht versucht.

Dagegen traten andere Männer aus dem jüngeren Humanistenkreise agitatorisch auf. Das gilt vor allem von Adolf Clarenbach, der bis 1524 als Konrektor an der Martinischule tätig war.²⁾ Der Propst Nikolaus Holtmann von Überwasser, der die Geschichte seiner Zeit aufgezeichnet hat,³⁾ nennt ihn Stauromastix oder Kreuzschelker. Als ihm später in Köln von dem erzbischöflichen Gericht der Prozeß gemacht wurde, hatte er sich auch über sein Verhalten in Münster zu verantworten.

Frage 20 in diesem „Inquisitorium“ lautet: Ob ihr auch glaubt, daß ihr zu Münster, zu Wesel und zu Buderich offenbar insgemein gelehrt und bestätigt habt, daß man für die verstorbenen Seelen nicht beten soll?

Antwort: Ich hab gesagt und gelehrt: daß man vor die verstorbenen Seelen bitten soll, mag man aus der Schrift, die canonica heißt, nicht beweisen, und solches sage ich auch noch, bis so lang man mir einen andern Beweis gebe aus derselben Heiligen Schrift.

Frage 21: Dasselbige zu beweisen, sagt der Fiskal Trip (der Ankläger), als ihr zu Münster Schulmeister seid gewesen, ihr eure Schüler und andre dazu gebracht sollt haben, daß sie den großen Leuchter, der auf dem Kirchhof steht, darin die Kerzen für die Toten von devoten Christen pflegen gesetzt zu werden, zerbrechen sollten, wie sie denn dieselbige auch zerbrochen haben durch euren Befehl.

Antwort: Solches zu tun, habe ich kein Rat noch Tat gegeben, vielweniger dazu gebracht.

Frage 22: Daß ihr in den vorgenannten Städten und andern verschiedenen Orten offenbar und gemeinlich gelehrt und assertiert habt, daß man die Bilder der Heiligen aus den Kirchen werfen soll.

Antwort: Ich hab so gesagt und gelehrt, daß, so solche

¹⁾ Vgl. Hamelmann (meine Ausgabe), Bd. 1, S. 3, S. 117 und Bd. 2, S. 430.

²⁾ K. Krafft, Die Geschichte der beiden Märtyrer Clarenbach und Flieden. Elberfeld 1886.

³⁾ Historia sui temporis. ed. Möhlmann. Stade 1844.

Bilder von dem Volk werden angebetet, dann die Pastoren und Prädikanten schuldig wären, nach dem Exempel der heiligen Propheten zu lehren, daß man solche nicht ehren noch anbeten soll, und daß die weltliche Obrigkeit schuldig wäre, solche Bilder dem Volk aus den Augen zu nehmen und von der Abgötterei abzubringen.

Zwischenfrage des Ketzemeisters Arnold von Tongern: Soll man dann auch nicht anbeten das Kruzifix Christi?

Antwort: Nein, man mag es aber haben für ein Zeichen des Leidens Christi.

Frage 23: Nun Adolf, solches zu beweisen, sagt der Fiskal, daß, als ihr zu Münster Schulmeister gewesen seid, ihr eure Schüler dazu sollt gebracht haben, daß sie sollten zerbrechen die Bilder der Heiligen und die Kreuze auf den Gräbern der Toten, wie sie dann auch dieselbigen zerbrochen und niedergeworfen haben offenbar und insgemein.

Antwort: Ich halte nicht, daß solches geschehen sei aus meiner Lehre, auch habe ich da kein Wissen davon, denn ich habe in Sonderheit gesagt und gelehrt, daß sie solches allenthalben meiden sollten, indem solches zu tun gebührt der Obrigkeit, in deren Amt sich niemand stecken soll außer ihrem Befehl.

1524 mußte Clarenbach aus Münster weichen. Nikolaus Holtmann sagt, daß er in der Flucht sein Heil suchte. Er ist bekanntlich, nachdem er in Wesel, Büderich, Osnabrück und in seiner bergischen Heimat als Lehrer und Prädikant tätig gewesen war, 1529 in Köln zusammen mit Peter Fliesteden als Ketzler verbrannt worden.

Ein zweiter Schulmeister, Gerhard Schlipstein (Cotius) aus Ahlen, der an der Ludgerischule wirkte, soll um jene Zeit nach Hamelmans Bericht Vorträge über die Apokalypse gehalten haben. Er ging 1524 nach Wittenberg, war später in seiner Vaterstadt für die Reformation tätig und fand dann in der Grafschaft Lippe ein geistliches Amt.¹⁾

Johann Glandorp dagegen, ein münsterischer Bürgersohn, der als Lehrer an der Domschule tätig war, wird für diese Zeit zu Unrecht unter den offenen Anhängern Luthers genannt.

¹⁾ Hamelmann, Bd. 2 an verschiedenen Stellen.

Er ging 1529, aber zunächst wohl aus humanistischem Interesse, um Melanchthon zu hören, nach Wittenberg. Aber auch nach der Rückkehr von dort enthielt er sich, wie er in seiner Streitschrift gegen Brucher versichert,¹⁾ jeder konfessionellen Polemik und redete sogar vor seinen Schülern (in der Ludgerischule) keine Silbe von Glaubenssachen. 1532 wurde er Rektor der neuen evangelischen Schule in Münster, 1534 Professor in Marburg, darauf Rektor in einer ganzen Reihe von nieder-sächsischen Städten, zuletzt in Herford, wo er 1564 starb.²⁾

Daselbe wird von einem anderen Lehrer der Domschule, Homerus Buteranus aus Haselünne gelten. Er studierte seit 1525 in Wittenberg und wurde 1529 Rektor in Braunschweig.³⁾

1524 wagten vier Kapläne zu gleicher Zeit den Widerspruch gegen das bisherige Kirchentum auf die Kanzeln zu tragen.⁴⁾ Es waren Lubbert Cansen an St. Martini, Johann Tant an Lamberti, Gottfried Reininck an Überwasser, Johann Vincke an Ludgeri. Mit Ausnahme von Cansen waren sie unwissende Leute, aber die deutschen Bücher Luthers gaben ihnen ausreichenden Stoff zu Predigten, die dem Volke gefielen. Der Inhalt dieser Predigten ist, wie die Vorgänge des Jahres 1525 zeigen, offenbar weniger dogmatisch als sozial gewesen. Als Mitglieder des geistlichen Proletariats machten sich die Kapläne zu Sprechern der volkstümlichen Opposition gegen die soziale Stellung der Geistlichkeit und gegen das Regiment des konservativen Stadtrats. Von Cansen wird allerdings berichtet, daß er dazu überging, den Taufritus zu ändern, d. h. wohl die deutsche Taufe einführte und an die Gegenwart Christi im Altarsakramente nicht mehr glaubte.

Ein anderer Kanal, durch den die Neuerung nach Münster drang, wird von dem gleichzeitigen Geschichtschreiber Nikolaus Holtmann, dem Propste des Überwasserklosters, mit Recht noch stärker betont. Es sind die Handelsbeziehungen Münsters zu

¹⁾ Vgl. meinen Aufsatz „Glandorp gegen Brucher“ in der Zeitschrift für vaterl. Geschichte Bd. 69, 1, 87 f.

²⁾ Hamelmann, Bd. 1, S. 3, S. 124.

³⁾ Ebd. S. 172.

⁴⁾ Kerßenbroch, Wiedertäufergeschichte hrsg. von Detmer S. 127 ff., Holtmann S. 24 ff.

anderen Städten, besonders zu Frankfurt a. M. Fremde Kaufleute brachten Berichte über die Vorgänge in ihrer Heimat, lutherische Schriften und Lieder, Artikel gegen die Vorrechte der Geistlichkeit mit, und die münsterischen Kaufleute hörten draußen das Schelten von den Kanzeln gegen Papisten und Mönche, sahen den Kampf des Volkes gegen Rat und Pastoren, lernten die lutherischen Lieder singen und überbrachten bei der Heimkehr das alles ihren Gesinnungsgenossen. Der erste aus diesen Laienkreisen, den wir als Anhänger der neuen Lehre namhaft machen können, ist der Patrizier Arnold Belholt, dem Karlstadt 1521 eine Flugschrift widmete.¹⁾

1525 kam es in Zusammenhang mit dem Bauernaufbruch wie in Köln, wohin sich rheinabwärts die oberdeutsche Bewegung fortpflanzte, auch in Münster zu Unruhen.²⁾ Sie tragen fast völlig sozialen Charakter. Ungebetene Besucher drängten sich in die Klöster und erzwangen sich durch Drohungen Speise und Trank. Besonders erbittert waren die Handwerker auf die Fraterherren und die Schwestern von Niesing, deren Arbeit ihnen nach ihrer Meinung Konkurrenz machte. Es ging das Gerüde, die Niesingschwestern hätten hundert Webstühle, während es in Wirklichkeit nur elf waren.

Die Chronik von Niesing³⁾ erzählt über den Beginn der Unruhen folgendes: „Im Jahre 1525 war hier in der Stadt Münster ein großer Aufruhr. . . Er wurde angefaßt von einigen Gilden und irgendwelchen aus dem Pöbel, die das Gut der reichen Leute und der Priester an sich nehmen und es zum Gemeingut machen wollten. Sie wollten auch in die Klöster einbrechen und ihnen das ihrige nehmen. So kamen hierher am 22. Mai des Abends spät drei Männer, der eine war ein Kannegießer, der andere hieß Dirick Slossen und der dritte Kolof Schomecker. Diese gingen auf den Servatiuskirchhof und achteten darauf, wann man unsere Pforte auf den Kirchhof zuschloße, um dann dort einzubrechen. Ein großer Pöbelhaufe hatte sich auf dem Walle am Servatitor versammelt.

¹⁾ Hamelmann, Bd. 2, S. 431.

²⁾ Vgl. hierzu C. A. Cornelius, Geschichte des münsterischen Aufruhrs Bd. 1, S. 4 ff. und von den Quellen besonders Kerffenbroch, S. 126 ff.

³⁾ Geschichtsquellen des Bistums Münster Bd. 2, S. 425 ff.

Die drei Genannten hatten einen kleinen Jungen bei sich, der den andern melden sollte, wann sie hier eingebrochen wären. Dann wollten sie alle zusammen einbrechen. Zu der Zeit war hier die Mutter aus dem Schwesterhause zu Dülmen, die in der Stadt auf Besuch gewesen war und zu der Zeit auch zu uns kam. Mit ihr zusammen kamen jene ins Kloster. Als sie nach ihren Namen gefragt wurden, veränderten sie ihren Namen, und Dirick Slossseken sagte, er hieße Holschen Dirick, der Kannegießer sagte, sein Name wäre Piepenkenneken, der dritte, Kolof Schomecker gab sich den Namen Kolof Potteken. Die Mutter von Dülmen hatte aber eine Magd bei sich, die diese Leute wohl kannte und angab, wie sie wirklich hießen. Da sagten sie untereinander: „Berraten, verraten!“ Sie wurden jedoch von unserer Mutter aufgehalten, und man ließ sie draußen ins Gasthaus gehen. Zwei von unseren Schwestern gingen mit hinein. Hier wurde ihnen Wein eingeschenkt, damit man auf diese Weise mit ihnen in Frieden fertig würde.“

Der Stadtrat machte nun aber Miene, endlich gegen das Unwesen der „Suppenesser“ einzuschreiten und ließ jene drei am andern Tage auf das Rathaus holen. Da erhoben sich, durch den Erfolg der Kölner Bewegung ermutigt, die Gilden zum Schutze der Beklagten. Nicht gegen diese, so wurde behauptet, sondern gegen die Klöster selbst seien Maßregeln nötig. Den Fraterherren müßten die Werkzeuge zur Pergamentbereitung, den Niesingschwestern die Webstühle, beiden ihre Rentenbriefe weggenommen werden. Doch bei diesen Forderungen blieb es nicht. Kaufleute hatten aus Frankfurt die dortigen Artikel mitgebracht, die schon in Mainz, Worms und Speier als Muster gedient hatten und nun auch in Münster den Stolz und die Habsucht der Geistlichkeit für immer brechen sollten. Auf Grund dieser Vorlage setzten am 26. Mai vierzig Männer, die aus dem Rat und den Leischäften (Stadtbezirken) gewählt waren, mit Unterstützung des Kaplans Lubbert Gansen sechsunddreißig Artikel auf, die dem Rate zur Ausführung übergeben wurden.

Einige Artikel enthalten Streitpunkte zwischen Domkapitel und Stadt, z. B. wegen der Hinterlassenschaft des verstorbenen Bischofs Erich, wegen dessen Fehde mit Tecklenburg — in

beiden Angelegenheiten waren münsterische Bürger zu Schaden gekommen — und die jährliche Feier des Sieges bei Barlar, den einst die Domherren über die Stadt erfochten hatten. Die meisten Begehren aber richteten sich gegen den Klerus überhaupt. Die Geistlichen sollen keinen Bürger mit geistlichem Bann und Mandaten beschweren, sondern vor den weltlichen Gerichten ihre Sache führen. Sie sollen „staken und waken“, d. h. die bürgerlichen Lasten tragen gleich anderen Bürgern. Weder sie noch ihre Mägde sollen bürgerliches Gewerbe üben wie Ochsen treiben, Tuch wirken, Garn und Korn kaufen. Die Gerätschaften zu solcher Hantierung müssen ihnen weggenommen werden. In peinlichen Fällen sollen sie gleich anderen Missethättern bestraft werden. Schenkungen und Stiftungen an Geistliche im Wege des Testaments sind verboten. Terminarien und Stationarien auswärtiger Klöster will man in Münster nicht mehr dulden, auch keinen fremden Mönchen und andern fremden Predigern die Kanzel gestatten. Eine gründliche Neuordnung wird dem Fraterhause und dem Schwesterhause Niesing zugedacht. Zwei Ausschüsse von sechs Männern sollen ihre Rentenbriefe an sich nehmen, die Einkünfte erheben und den Brüdern und Schwestern notdürftigen Unterhalt davon abgeben, den Rest aber den Armen zuwenden. Neue Brüder dürfen nicht mehr aufgenommen werden. Die Zahl der Schwestern ist auf eine feste Zahl zu vermindern; Novizen sollen um Gottes willen, nicht um Geld und Gut aufgenommen werden. Aber auch das Domkapitel und die andern Stifter sollen eine Ordnung erhalten, weil sie in Köln im Werk ist. Vollständig aus der Vorlage entnommen sind das Verlangen nach Abschaffung aller Memorien, Vigilien und Bruderschaften, die Bestimmung, daß die Pfarrer ihre Kapläne nicht ohne Bewilligung der Provisoren, Schöffen und gemeinen Kirchspielsleute annehmen sollen, „damit man Leute habe, die das Wort Gottes predigen“, und das Gebot, daß die unehrlichen Weiber und Pfaffenmägde Abzeichen tragen sollen. Dann folgen noch allerlei wichtige und unwichtige Anliegen, die dem Bürgersmanne gerade erwünscht waren. Geistlicher Natur ist nur das eine, daß man die geschlossenen Zeiten abtue und zu jeder Zeit christliche Hochzeit zu halten erlaube.

Wenn man bedenkt, daß damals das Volk jede Forderung durchsetzen zu können glaubte und daß das Haupt der Neuerung, der Kaplan Lubbert Cansen, an der Abfassung der Artikel beteiligt war, so fällt stark auf, daß sich nur drei auf die Religion bezügliche Punkte vorfinden. Der Wunsch nach wesentlichen kirchlichen Änderungen ist also damals noch nicht vorhanden gewesen, und wenn jene Kapläne überhaupt die neue Lehre gepredigt haben, so ist das münsterische Volk dagegen ziemlich gleichgültig geblieben. Auch die genauere Vergleichung der münsterischen Artikel mit ihrer Vorlage zeigt das deutlich. In den Frankfurter Artikeln wird die Ein- und Absetzung der Pfarrer allein durch Rat und Gemeinde und die Predigt des lautereren Wortes Gottes ohne Beimischung menschlicher Satzung verlangt. Die erste Forderung ist in Münster auf die Kapläne eingeschränkt, und auch deren Wahl soll der geistlichen Obrigkeit nicht gänzlich entzogen werden, und die zweite ist in einen nachdruckslosen und zweideutigen Nebensatz verstrickt.

Demnach war die Bewegung nur gegen die politische und gesellschaftliche Stellung des Klerus gerichtet und hatte nur eine ganz geringe religiöse Beimischung in sich aufgenommen. Bei ungestörtem Verlauf wäre sie schwerlich bei der Demütigung der Geistlichkeit stehen geblieben; denn ein Bürger Johannes Grote ließ sich schon hören, es sei genug, wenn die Reichen 2000 Gulden besäßen.

Der Rat sah sich zunächst gezwungen, die Artikel anzunehmen und ihre Durchführung auch bei den übrigen Ständen des Bistums zu verheißten. Noch an demselben Tage nahmen die beiden Sechserausschüsse dem Fraterhause und dem Riesingkloster ihre Besitzurkunden und ihr Handwerkszeug und brachten das Genommene auf das Rathaus. Der Pöbel ließ sich nur mit Mühe abhalten, bei den Schwestern einzubrechen und den früheren Plünderungsversuch zu wiederholen.

Auch wurde eine Abordnung an das Domkapitel geschickt, um ihm die Annahme der Artikel abzufordern. Die Mehrheit war nicht anwesend, und die Bewilligung auch nicht Sache des einzelnen Standes. Aber auf solche Bedenken wurde erwidert, das Kapitel möge sich nach Zeit und Gelegenheit geduldig

schicken. Oben drüber weg könne man nicht, also sei es rätlich, darunter her zu kriechen. Die Gemeinde sei Herr in der Stadt geworden. Wolle man sie stillen, so müsse man annehmen. So mußten die anwesenden Domherren zu einer Anzahl der Artikel urkundlich ihre Zustimmung geben und einen Tag zur Verhandlung der übrigen bestimmen.

Aber bald darauf war auch die Gunst des Augenblicks für das Volk vorüber. Der Sieg der fürstlichen Heere in Ober- und Mitteldeutschland und die Unterwerfung der übrigen Städte übten auch auf Münster ihren Rückschlag aus. Es wurde still. Der Rat gewann seine Autorität zurück, und der Klerus fand wieder Schutz. Die beiden geistlichen Häuser bekamen am 8. September ihre Rentenbriefe und Werkzeuge zurück. Das Domkapitel trat nicht nur von den erzwungenen Zugeständnissen zurück, sondern verließ die Stadt und beschloß, gestützt auf das am 10. Juli auf einem Tage zu Rheine bestätigte Einverständnis zwischen Bischof und Ritterschaft, sich für die erlittene Unbill Genugthuung zu verschaffen. Auf seine Klage verlangte der Bischof vom Stadtrat außer der Herstellung des alten Zustandes die Herausgabe der Urkunde, Sicherstellung des Kapitels gegen künftige ähnliche Gewalt und Buße für die Verletzung der landesherrlichen Hoheit. Der Rat wurde in die Defensive gedrängt, schob alle Schuld auf das gemeine Volk und mußte froh sein, daß schließlich unter Vermittlung des Erzbischofs von Köln am 27. März 1526 ein Vergleich geschlossen wurde, der ihm die Demütigung ersparte; das Kapitel erhielt statt der verlangten Sicherheitsurkunde die bloße Zusage, daß es vollkommen ungefährdet wie früher die Stadt bewohnen solle. Die alten Streitpunkte zwischen Stadt und Kapitel wurden am 18. Mai in Dülmen erledigt, schwerlich nach den ursprünglichen Wünschen der Stadt. Der Varlarer Sieg ist z. B. bis ins 18. Jahrhundert im Dome gefeiert worden.

Schon vorher wurden die vier evangelischen Kapläne beseitigt oder unschädlich gemacht. Lubbert Cansen erleichterte das Verfahren durch einen Brief, in dem er einer Bürgers-tochter mit theologischer Gelehrsamkeit die Schriftwidrigkeit des Zölibats zu beweisen suchte, der aber dem Rat in die Hände fiel und allgemein bekannt wurde. Vincke ließ sich durch eine

Pfründe den Mund stopfen. Die beiden anderen wurden von ihren Pfarrern von der Kanzel verwiesen und verließen freiwillig die Stadt. Gansen und Tant findet man in Ostfriesland wieder.

Die Erfahrungen, die der Pfarrer von Lamberti Timann Kemener, der bekannte erste Rektor der Domschule nach der Reform im Jahre 1500,¹⁾ mit seinem Kaplan Tant gemacht hatte, veranlaßten ihn zu einem scharfen Gedichte gegen die lutherische Ketzerei, das mit dem Verse „Haeresis postquam remeavit orco“ begann. Wir kennen es nur durch eine Gegenschrift des damals noch lutherischen, später täuferischen und antinomistischen Johannes Campanus.²⁾ Kemener lobte danach den Papst „mit seinen Dekreten und Statuten“, empfahl das Klosterleben, forderte die Keuschheit der Priester und Mönche und wandte sich gegen Luther. Campanus nennt ihn deshalb einen Diakon des Antichrists, des Papstes, einen Verfänger der Herde des Herrn und einen unreinen Lasterer des reinen Evangeliums Christi.

Im übrigen trat vorläufig Ruhe ein. Aber einzelne Vorkommnisse zeigten doch, daß der aufrührerische Geist nicht völlig erstickt und der Haß gegen den Klerus noch lebendig war. Als Justinus Brandenburg, Dechant an St. Ludgeri und bischöflicher Offizial, eines Tages im Jahre 1527 in der Paradieseshalle des Domes das herkömmliche geistliche Gericht abhielt, wurde er von dem Angeklagten Anton Kruse mit Schmähworten überhäuft und mit gezogenem Messer bedroht.³⁾ Der Übeltäter floh auf die kirchliche Freistatt der Georgskommende (des deutschen Ordens), wurde aber dort vom Rate ergriffen und auf dem Frauentore gefangen gesetzt. Eine tobende Volksmenge erzwang aber seine Befreiung und feierte den Sieg mit einer wüsten Schwelgerei, bei der es an heftigen Ausfällen gegen das geistliche und weltliche Regiment nicht fehlte. Diesmal war der Rat vorsichtiger als im Jahre 1525. Er ver-

¹⁾ Vgl. meinen Artikel in Herders Lexikon der Pädagogik.

²⁾ Abgedruckt bei K. Rembert, Die „Wiedertäufer“ im Herzogtum Jülich. Berlin 1899.

³⁾ Holtmann, S. 28 f.; Kerßenbroch, S. 151 ff.

ständigte sich mit den Gilden und erreichte es so wenigstens, daß er die Rädelsführer in die Verbannung schicken konnte.

Bei dieser Gelegenheit begegnet in den Quellen zum ersten Male der Name des Tuchhändlers Bernhard Knipperdolling,¹⁾ der nachher in der Geschichte seiner Vaterstadt eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hat. Aus einer angesehenen Familie stammend — sein Bruder Johann war 1537—53 Dechant am alten Dome —, war er äußerlich eine imponierende und redewandte Persönlichkeit, aber hochfahrend, streitsüchtig, ehrgeizig und nach der Gunst des Pöbels haschend. Nicht mit Unrecht vergleichen ihn die Zeitgenossen mit Catilina. Er gehörte zu den Beschützern Kruses. Als er aber nun auch den — allerdings unfähigen — Bischof Friedrich von Wied selbst nicht verschonte, ihn wegen seiner Lieblingsbeschäftigung einen „Spillendreher“ (Drechsler) nannte und ihm zum Hohne eine kleine hölzerne Spindel nebst Haspel am Hute trug, ließ ihn dieser auf einer Handelsreise ergreifen und nach Bechta in sicheres Gewahrsam bringen. Erst am 11. September 1529, nachdem er Urfehde geschworen und eine außergewöhnlich hohe Loskauffsumme erlegt hatte, wurde er freigelassen.

Immerhin aber hatte es den Anschein, daß der Katholizismus Sieger geblieben sei und bleiben werde. 1529 glaubte Nikolaus Holtmann voller Zuversicht schreiben zu können: „Münster, unter den westfälischen Städten die ansehnlichste, wird durch der Geistlichen Besonnenheit und Standhaftigkeit, sowie durch des Rates Ansehen und der vornehmsten Bürger Willen unter Gottes gnädigem Beistand bei der alten Lehre und den alten Bräuchen der Kirche erhalten.“

Daß schon so bald der Umschwung folgte und Münster zunächst für kurze Zeit eine evangelische Stadt, dann als das „neue Jerusalem“ der Sitz des extremsten wiedertäuferischen Radikalismus und Kommunismus wurde, war zum guten Teil das Werk eines kühnen Predigers, der, begünstigt von der Schwäche des Bischofs, sich zum Führer des Volkes machte und es fortan, so oft er auch selbst sich wandelte, souverän beherrschte.

¹⁾ Vgl. Kerffenbroch, S. 155 ff. und Cornelius in der Allgemeinen Deutschen Biographie.

Bernhard Rothmann¹⁾ war gegen Ende des 15. Jahrhunderts als Sohn eines eigenbehörigen Schmiedes auf dem Kolonate Rothmann zwischen den Gemeinden Stadtlohn und Gescher geboren.²⁾ Als Schüler der münsterischen Domschule gewann er sich durch seine Fähigkeiten und sein einnehmendes Wesen manchen Gönner. Nachdem er dann eine Zeitlang die Warendorfer Schule geleitet hatte, nahm sich der Kanonikus Johann Droste, der um 1520 in Wittenberg studiert hatte und später Scholaster des Stifts St. Mauritz vor Münster war, seiner an und ermöglichte ihm den Besuch der Universität Mainz, wo er 1524 Magister wurde. Nach Münster zurückgekehrt, wurde er Kaplan an St. Mauritz und erhielt ein Benefizium, mit dem das Predigtamt verbunden war. Sein Auftreten auf der Kanzel fand anfangs wegen seiner Beredsamkeit und seiner humanistischen Bildung ungetheilten Beifall. Bald aber bemerkte man Anklänge an die lutherische Lehre. Um ihn wieder in die richtigen Bahnen zurückzuleiten, setzten ihm die Stiftsherren das Gehalt eines vollen Jahres aus unter der Bedingung, daß er in Köln gründlich Theologie studiere. Rothmann entfernte sich auch, aber ob er wirklich in Köln gewesen ist, wissen wir nicht. Jedenfalls wurden die Erwartungen nicht erfüllt. Denn als er 1530 sein Amt wieder übernahm, ließ er über seine durchaus evangelische Gesinnung keinen Zweifel. Die evangelische Partei, die sich wohl im stillen in Münster gebildet und der es an einem begabten und streitbaren Führer gefehlt hatte, fiel ihm zu. Man strömte in Scharen aus der Stadt herbei, um ihm zu lauschen.

Im Frühjahr 1531, in der Nacht vor dem Karfreitag, kam es infolge seiner Predigten gegen die Außerlichkeiten der Heiligenverehrung zum offenen Tumult; ein Volkshaufe drang in die Mauritzkirche, zerbrach und verwüstete den Kirchenschmuck, schändete die Altäre durch Unrat und entweihte die

¹⁾ Vgl. zum Folgenden Kerßenbroch, S. 160 ff.; Hamelmann, Bd. 2, S. 6 ff.; Keller in der Allg. Deutschen Biographie; Cornelius, Bd. 1, S. 126 ff.; Detmer, Bernhard Rothmann, Münster 1904; Detmer und Krumbholz, Zwei Schriften Rothmanns, Dortmund 1904. Von einzelnen Quellenzitationen kann abgesehen werden.

²⁾ Merg in der Zeitschrift für vaterl. Gesch. 67, 1, S. 221 ff.

Erinnerung an die Leidenszeit Christi durch rohes Lärmen und Toben.

Bald darauf verließ Rothmann im Einverständnis mit seinem Anhang und von ihm mit Geld unterstützt noch einmal Münster, um sich in evangelischen Städten nach einem Muster für die kirchliche Neuordnung Münsters umzusehen. Er wurde in Wittenberg mit Melancthon und Bugenhagen bekannt, während er mit Luther nicht in persönlichen Verkehr trat. Dann besuchte er Marburg, Speier und Straßburg, das er in einem Briefe als die „Krone und Palme aller christlichen Städte und Kirchen“ preist und wo er sich mit Capito und Schwenkfeld befreundete.

Anfang Juli 1531 kehrte er nach dreimonatiger Abwesenheit zurück, entschlossen, das Kirchentum, das er draußen bei den siegreichen Glaubensgenossen kennen gelernt hatte, in Münster durchzuführen. Aus den Predigten, die er in der nächsten Zeit hielt, sind uns Auszüge¹⁾ erhalten. Sie sind natürlich ganz evangelisch. „Der wahre Gottesdienst“, so heißt es da, „besteht in einem echten, festen Glauben an Christus und in der Liebe gegen seinen Nächsten, und alles, was nicht so ein Dienst aus solchem Glauben und solcher Liebe ist, das ist nicht der richtige Gottesdienst. . . So sind die zehn Gebote enthalten und erfüllt in den zwei Artikeln, in dem Glauben und in der Liebe, und alles, was außer den zehn Geboten, ist Menschenraum und Menschengesetz. Durch den Glauben werden wir gerechtfertigt. Alle, die da glauben in Christo, sollen nicht vergehen, sondern sollen das ewige Leben haben. Nicht aus unseren Werken können wir den Glauben erlangen, sondern aus der Predigt des Glaubens, nicht aus unserem Verdienst, sondern aus Gnade als ein Geschenk Gottes. Tun wir Gutes, um dadurch die Seligkeit zu suchen oder von den Menschen gepriesen zu werden, so taugen unsere guten Werke nichts; aber ein frommer, guter Glaube kann nicht sein ohne Werke gegen den Nächsten.“ Im Zusammenhang mit dieser Predigt des lutherischen Hauptdogmas, der Lehre von der Rechtfertigung

¹⁾ Bei Riesert, Beiträge zu einem Münsterischen Urkundenbuche. Bd. 1, Abt. 1, S. 165 ff.

durch den Glauben allein, griff Rothmann die Satzungen und Bräuche der Kirche aufs heftigste an. „Will jemand fasten, so soll er es aus gutem Herzen tun und dabei Almosen geben, nicht wie die Gleisner, die mit großen Rosenkränzen und Büchern gehen, eine graue Kutte und ein Seil um den Leib binden, sich auf dem Fischmarkt mit Heringen und Karpfen versorgen und so viel essen, daß sie nicht aufstehen können. Fisch oder Fleisch ist ganz gleich; wer aber fastet, der soll es so tun, daß der Bauch dünn und die Kinnbacken schmal werden.“ Die Fürbitte für die Toten wird für entbehrlich und unnötig erklärt. Sie kann höchstens geduldet werden, wenn sie sich ohne jedes prunkende Zeremoniell auf ein inbrünstiges Anflehen der göttlichen Barmherzigkeit beschränkt; die Bierkrüge und Weinkannen soll man stehen lassen. Das Fegefeuer ist ein erdichtetes Werk, ein Lorentanz und eine Gaukelei. Es gibt kein Fegefeuer, wohl aber einen Fegbeutel. Der ist in Schwung gekommen, seit man den armen Laien das Blut Christi entzogen, daß sie sich darin nicht mehr reinigen konnten, und rührt vielleicht von den zwölftausend Pfennigen, von denen Judas der Makkabäer spricht; die mögen jetzt bald weggeschmolzen sein und neues Geld nötig erscheinen. In ähnlicher Weise eiferte Rothmann gegen die übergroße Zahl der Festtage, die Stiftungen, die Begängnisse, die Vigilien, die Heiligenverehrung mit ihren Bildern und Statuen, das Herumtragen des Kreuzes am Lambertitage usw. Amtshandlungen, die mit seinem Standpunkte nicht vereinbar waren, lehnte er ab.

Aus den Reihen der katholischen Geistlichkeit trat dem bedröhten Prädikanten, soweit wir wissen, nur einer entgegen, der Minorit Johann von Deventer, Guardian des Klosters in Hamm, der sich vorübergehend in Münster aufhielt. Dieser verteidigte am 17. September im Dome die kirchliche Lehre vom Fegefeuer. Sogleich sandte ihm Rothmann eine Herausforderung zur Disputation,¹⁾ indem er ihn in der damals üblichen Weise mit gehässigen Schmähungen anfuhr: „Du freilich hast keine Scham, du abgeseimter Schurke und Feind des Kreuzes, dir liegen wohl die Seelen der Menschen nicht sehr

¹⁾ Bei Niesert a. a. O., S. 160 ff.

am Herzen, du magst dich vielmehr daran ergötzen, sie ins Verderben zu führen. Aber Christo sind sie allzu teuer, als daß er dich Räuber und reißenden Wolf in seinem Schafstall dulde. Sieh, mich hat er hier zu seinem Diener bestellt. Mach dich bereit, vor deiner Abreise öffentlich dich zu verantworten und den verletzten Gewissen des Volkes genugzutun! Wohl erkennt man, wessen Sohn du bist; denn wie Satan Gestank hinterläßt, wenn er Abschied nimmt, so hast du dein Gift erst jetzt, wo du dich zur Reise anschickst, von dir gegeben. Erwarte nicht, daß ich fortan mit dir in brüderlicher Liebe verkehre. Ich habe das Sprichwort wahr gefunden, daß die Kutte voll falscher Propheten und ein Gefäß aller Gottlosigkeit ist und werde nicht anders gegen dich als gegen Satan selbst streiten.“ Der gelehrte Minorit antwortete gelassen und erklärte sich zur Disputation bereit. Aber wie so manches andere Wortgefecht jener Zeit scheiterte auch dies daran, daß der Prädikant vor der Menge, der Mönch dem kirchlichen Herkommen gemäß vor geistlichen Richtern disputieren wollte. Johann von Deventer schrieb ein Buch gegen Rothmann, das er zwei Jahre später in Köln drucken ließ, ohne daß Rothmann bis dahin geantwortet hatte.

Rothmanns Zuhörerschaft war bald so gewachsen, daß die Mauritzkirche sie nicht mehr fassen konnte und man auf dem Friedhofe eine Kanzel errichtete. Aber die Stiftsherren blieben auch nicht müßig. Da strenge Verbote nichts fruchteten, wandten sie sich am 23. August mit einer Beschwerde an das Domkapitel, und dies erwirkte einen landesherrlichen Befehl, Rothmann solle sich bis auf weiteres des Predigens enthalten. Der setzte seine Tätigkeit nur noch lebhafter fort und versicherte, der Bischof habe kein Mißfallen an seinen Predigten; er werde wie bisher tun und lehren, gleichviel ob es Geistliche oder Weltliche verdrieße. Auf das Drängen des Domkapitels und des Stadtrats erneuerte der Bischof am 5. Oktober in mildem Tone seine Weisung, ließ sich aber zugleich vor dem unbotmäßigen Kaplan gewissermaßen entschuldigen: er sei nicht geneigt, das Wort Gottes zu unterdrücken oder zu verhindern, aber aus besonderen Ursachen sei das Verbot nötig. Rothmann beutete den schwachen und schwankenden Sinn des Bischofs

aus. Er schwieg drei Wochen und rief dann in einem Schreiben vom 1. November mit überströmender Salbung und Demut des Fürsten Mitleid und Gerechtigkeitsgefühl an, ohne aber die Drohung zu verhehlen, daß er in seinem Beginnen auch gegen den Willen des Bischofs fortfahren werde. Am 12. November bestieg er wieder die Kanzel. Die Stiftsherren erneuerten schon zwei Tage darauf ihre Klage, wobei sie zugaben, daß des Kaplans Predigten „an sich allenthalben nicht ganz ungöttlich oder unchristlich seien“. Erst am 17. Dezember ließ sich der Bischof zu einem dritten Verbot herbei, das gar keine Wirkung hatte. Da wandte sich das Domkapitel direkt an den Kaiser, und dieser erließ am 28. Dezember an den Bischof und an die Stadt den gemessenen Befehl, dem Rothmann und den übrigen Herolden der Ketzeri ihre aufrührerischen Reden nicht länger zu gestatten. Das machte endlich, aber auch zu spät, dem Zaudern des Bischofs ein Ende. Am 7. Januar 1532 ließ der Bischof dem Kaplan das freie Geleit in den bischöflichen Landen aufkündigen.

Rothmanns Antwort bestand darin, daß er in die Stadt selbst übersiedelte, wo er auf den nötigen Rückhalt rechnen durfte. Die Krämer räumten ihm ihr Gildehaus bei der Lambertikirche als Wohnung ein. Die Erbmänner und Ratsgeschlechter hielten am alten fest, aber einige Anhänger Rothmanns saßen doch auch im Räte. Man scheute sich vor dem Widerstande, den die Entfernung des Prädikanten hervorrufen mußte, und erkannte wohl auch die Größe der Gefahr nicht hinreichend. Denn Rothmann trat vorderhand sehr gemäßigt auf, hielt sich von der Kanzel fern, beteuerte in Briefen an Bischof, Domkapitel und Stadtrat seine Unschuld und forderte eine strenge Prüfung nicht nur seiner Lehre, sondern auch seines Lebens. Das Domkapitel sah die Sache ernster an als der Rat und drängte den Bischof zum Handeln, aber sie erreichten nur, daß dieser am 27. Januar etliche Räte nach Münster schickte, die dem Prädikanten mitteilten, der Bischof lasse ihn bitten, sich zur Verhütung von Aufruhr eine Zeitlang zu entfernen. Aber auch dies war nicht einmal ernstlich gemeint; denn Rothmann hatte schon vorher aus der bischöflichen Kanzlei einen Wink erhalten, er möge unbesorgt sein; sobald etwas

gegen ihn ins Werk gerichtet werde, wolle man ihn zeitig davon in Kenntnis setzen. Am 28. Januar antwortete Rothmann denn auch schriftlich, er könne jetzt Münster nicht verlassen, weil er sein eben veröffentlichtes Glaubensbekenntnis verteidigen müsse. Die Angst vor Aufruhr sei eine Erfindung der Gottlosen. Er wolle es auf die Gewalt ankommen lassen und lieber in die Hände der Menschen, als in Gottes Gericht fallen.

Das Glaubensbekenntnis, das vom 23. Januar datiert ist, wurde von dem Rats Herrn Johann Langermann ins Deutsche übersetzt und unter dem Titel „Eyn kortte Bekantnisse der Iere, so H. Berndt Rothmann van Statloen tho Sant Mauritius vör der Stat Münster predyket hefft“, gedruckt. Der lateinische Originaldruck ist nicht erhalten.

Die Vorrede, die an die Geistlichkeit der Stadt Münster und die Stiftsherren von St. Mauritz gerichtet ist, zeigt, daß Rothmann seinen eben noch vertretenen Standpunkt verlassen hat. Es ist ihm nicht mehr um die Prüfung seiner Lehre und seines Lebens zu tun, sondern er will, da ihm das Predigen verboten ist, das Evangelium mit der Feder verteidigen. Von Unterwerfung unter irgend eine Autorität ist keine Rede mehr, sondern nur noch von Kampf und Widerlegung aus der Schrift. Das Bekenntnis selbst redet in kurzen Sätzen vom Worte Gottes, von dem göttlichen Wesen, von der Menschwerdung Christi und von der sündlichen Natur der Menschen, von Gesetz und Glauben, Erlösung und Wert der Werke, von den Kirchengebräuchen und den kirchlichen Dienern. Besonders betont ist die Rechtfertigungslehre. Durch den Glauben allein und ohne Verdienst wird uns von Gott die Sünde vergeben, und wie nichts rechtfertigt als der Glaube, so sündigt auch nichts als der Unglaube. Dieser Glaube ist eine feste Gewißheit der Gerechtigkeit und des Heils, die gar nicht durch Werke, sondern allein durch die Gnade des barmherzigen Gottes aus dem Gehör des göttlichen Wortes erlangt wird. Die Gerechtigkeit kommt nicht aus den Werken, sondern die Werke aus der Gerechtigkeit, und so wenig hängt von den Werken das Heil ab, als das Wesen des Baumes von den Früchten, die er trägt. Gute Werke sind nur die, die in der Schrift gutgeheißen

werden. Die Werke aber, die in den Menschenfatzungen vorgeschrieben werden, sind eitel oder gottlos. Als Sakramente werden nur Taufe und Abendmahl, dies unter beiden Gestalten, anerkannt. Sakramente und Messe werden — nicht wittenbergisch, sondern oberdeutsch — für bloße Erinnerungszeichen erklärt. Die Taufe ist das Zeichen, wodurch der Durchgang vom Tode zum Leben angezeigt wird. . . Die Teilnahme am Tisch des Herrn ist ein Zeichen, das uns an die durch Christum verliehene Gnade erinnert. Die Messe ist kein Opfer, sondern ein Zeichen eines Opfers; denn nachdem Christus sich geopfert, gibt es unter Christen weiter kein Opfer. Fegfeuer, Seelenmessen, Anrufung der Heiligen, Bilderverehrung, Wallfahrten, Weihungen der Glocken und der Kreatur u. dergl. werden bestimmt verworfen, andere Einrichtungen wie Beichte und Zölibat dagegen nur unklar und zweideutig angegriffen. „Diejenigen beichten recht, die ihre Sünden erkennen und, an sich verzweifelnd, mit einem Haß der Sünde zu Christo ihre Zuflucht nehmen; diejenigen aber nehmen wahrhaft zu Christo ihre Zuflucht, die sich eifrig bestreben, seinem Vorbild gleichförmig zu werden und zu sein.“ „Wie derjenige sündigt, der etwas der Schrift zuwider gelobt, so legt der sich selbst die Fallstricke des Verderbens, der das gelobt, was nicht in seiner Macht steht. Ein unerlaubtes Gelübde aber darf man hintansetzen.“

Die Lässigkeit der Katholiken, die keine Antwort auf das Bekenntnis versuchten, und die laue Haltung des Stadtrats, der einen Aufruhr fürchtete und wußte, daß er auf die Hülfe des Landesherrn nicht rechnen konnte, erleichterten die Bildung einer großen evangelischen Gemeinde in der Stadt. Im Namen seiner Anhänger arbeitete Rothmann eine Bittschrift aus, daß man sich ungehindert zu seinem Glauben bekennen dürfe. Als die Obrigkeit keinen Widerspruch entgegensezte, fing Rothmann am 18. Februar an, auf dem Lambertikirchhofe zu predigen. Schon am 23. wurde er in die Kirche selbst geleitet. Der Widerstand des alten Pfarrers Timann Kemener, der sogar zu seinem ehemaligen Schüler auf die Kanzel stieg und unter lautem Gelächter der Zuhörer mit ihm stritt, war vergeblich. Seitdem konnte sich Rothmann als anerkannten Pastor der angesehensten Kirche des Landes betrachten.

Seinen Anhang fand er hauptsächlich in den Gilden und der Gemeinheit, und die religiöse Bewegung war mit politischen und sozialen Bestrebungen unlösbar verknüpft. Man erwartete von Rothmann zugleich den Sieg der Demokratie über die konservative Herrschaft der Patrizier und der Geistlichkeit.

Aber die Katholiken waren nicht geneigt, sich die Dinge so weiter entwickeln zu lassen. War der Eifer der Domherren bisher an dem übeln Willen des Bischofs Friedrich von Wied gescheitert, so durfte von Erich von Braunschweig-Grubenhagen, der am 27. März 1532 nach Friedrichs Resignation gewählt wurde, größere Entschiedenheit wenn nicht in der Verteidigung des alten Glaubens, so doch in der Wahrung der landesherrlichen Rechte erwartet werden. Doch ließen sich die Evangelischen nicht einschüchtern. Rothmann schickte dem neuen Bischof sein Glaubensbekenntnis zu und fügte das Anerbieten bei, seine Lehre mit Gefahr des Lebens vor billigen Richtern zu verteidigen. Ja, man ging, mit der Duldung nicht mehr zufrieden, sogar dazu über, die Herrschaft der neuen Lehre über die ganze Stadt zu beanspruchen. Am 16. April richtete nämlich die Gesamtheit von Gilden und Gemeinheit ein Schreiben an die Older- und Meisterleute,¹⁾ in dem über die für das Gemeinwesen gefahrdrohenden religiösen Streitigkeiten Klage geführt wurde. Auf der einen Seite stehe Rothmann, der die evangelische Wahrheit vom Schmutz der Mißbräuche und Irrtümer gereinigt habe und bereit sei, seine Lehre zu verteidigen und mit seinem Leben für sie einzustehen. Auf der anderen Seite munkte man heimlich und predige öffentlich auf den Kanzeln gegen ihn, wage aber nicht, mit der Schrift gegen ihn aufzutreten. Die Geistlichen der Stadt sollen also gezwungen werden, entweder mit offener Schrift Rothmann zu widerlegen oder Rothmanns Lehre anzunehmen und selbst danach zu lehren. Die Olderleute und Meisterleute brachten den Antrag vor den Rat.

Ein Schreiben des neuen Bischofs vom 17. April überhob diesen der Antwort. Die Stadt wurde ermahnt, die alte Reli-

¹⁾ Die beiden Olderleute waren der Vorstand der Gesamtgilde, die Meisterleute der Vorstand der einzelnen Gilden. Es gab 17 Gilden unter je zwei Meisterleuten.

gion und ihre Gebräuche beizubehalten und den aufrührerischen Prediger abzuschaffen. Obwohl Rothmann selbst den Bischof milde zu stimmen suchte und die Gilden in einer salbungsvollen Eingabe an ihrem trefflichen und gelehrten Prediger festhielten, wiederholte Erich in herberen Worten seinen Befehl. Aber ehe er ihm, wie er es zweifellos getan hätte, Nachdruck geben konnte, starb er plötzlich am 14. Mai 1532.

Wie in Erichs beiden anderen Bischofsstädten Osnabrück und Paderborn, war auch für Münster der Tod des energischen Fürsten das Signal zum evangelischen Aufruhr. Der Ruf nach der religiösen Einheit, aber natürlich auf Grund der neuen Lehre erhob sich abermals. Im Überwasserkirchspiel verlangte man von der Äbtissin die Entfernung des katholischen Kaplans und die Anstellung eines anderen, der das Wort Gottes rein und ohne menschlichen Zusatz lehre und das Abendmahl unter beiden Gestalten reiche. In andere Kirchen drang man ohne weiteres ein, verjagte die Geistlichen und setzte neue ein oder störte wenigstens die Messen mit Geschrei und Singen, verfolgte die Geistlichen auf der Straße und nahm Kirchengeneigenschaft weg.

Am 28. Juni richtete Bischof Franz von Waldeck, der in- zwischen Erichs Nachfolger geworden war, seine erste Ermahnung, sich der Prediger und Neuerungen zu entschlagen, an die Stadt. Der Rat war auch geneigt, zu gehorchen. Die Gilden dagegen schlossen am 1. Juli einen förmlichen Bund zum Schutze Rothmanns und seiner Lehre. Es wurde nach dem Muster anderer Städte ein Sechsenddreißigerauschuß gewählt, der die Wünsche der Gilden und der Gemeinheit beim Rate betreiben sollte. Der Rat versuchte es zunächst mit ausweichenden und zweideutigen Antworten: er wolle gewiß nicht dem Worte Gottes widerstreiten, aber es müsse doch erst entschieden werden, wer denn die wahre evangelische Lehre verkünde. Schließlich verlangten die „Geschickten der Gemeinheit“ unter Drohung mit einem Aufruhr, der die Geistlichkeit und viele andere ins Verderben stürzen möchte, eine kategorische Antwort, ob der Rat in der Religionsache mit der Gemeinheit gehen wolle. Am 15. Juli 1532 fiel die Entscheidung. Der Rat versprach, die Lehre Rothmanns zu schützen und die Pfarren mit Predigern zu versehen, die das Wort Gottes ohne

falsche Beimischung verkünden und die Sakramente nach Christi Einsetzung verwalten, die Gegner des Evangeliums und der Wahrheit aber vom Predigtamt zu entfernen. Die bisherige Geistlichkeit sollte aufgefordert werden, binnen einer bestimmten Frist Rothmanns Sätze mit untrüglichen Zeugnissen der Schrift zu widerlegen oder fortan im evangelischen Sinne zu wirken, widrigenfalls man gegen sie nach Recht und Billigkeit einschreiten werde.

Seitdem befanden sich in Münster die Evangelischen im Besitze der Gewalt. Die Mehrheit des Rates war und blieb katholisch, aber der Rat muß, von den Gilden und der Gemeinheit bedroht, den Dingen ihren Lauf lassen und kann höchstens im einzelnen mildern und mäßigen. In der vom 28. Juli datierten Antwort auf das Schreiben des Bischofs stellt er sich auf den Standpunkt der Gemeinheit, redet von den „christlichen“ Zeremonien und von der Liebe des Volkes zum Worte Gottes und macht für das Geschehene die Geistlichkeit verantwortlich, die dem Glaubensbekenntnis Rothmanns nichts entgegengestellt habe. Beigelegt wurde Rothmanns spöttische Verteidigung. Wären die Vorwürfe, die man ihm mache, so schreibt er, nicht unwahrhaftige Verleumdungen, so wäre es kein Wunder, wenn der Bischof einen solchen Unflath und Bösewicht nicht im Lande dulden wolle. Auf Einzelheiten wolle er sich aber nicht einlassen, sondern lehne die Beschuldiger samt und sonders ab; werde es begehrt, so wolle er eine eigene Rechtfertigungsschrift überreichen.

Die Sechsenddreißig versicherten sich gleichzeitig der Fürsprache des Landgrafen Philipp von Hessen, der auch die Einführung der Reformation in mehreren anderen westfälischen Städten begönnt hat. Der Landgraf riet dem Bischof, den Domherren ihre Renten, den Bürgern ihre Prediger zu erhalten. So würden beide Teile ihm gehorchen, andernfalls dagegen würde er mit den Seinen in Unfrieden sitzen und überdies die Feindschaft der evangelischen Reichsstände sich zuziehen.

Gegen die Ausschließung der katholischen Geistlichkeit aus den Pfarrkirchen sträubte sich der Rat noch einmal. Aber die Alder- und Meisterleute drohten, sie würden ihren ganzen Haufen herbeiführen, und dann könnten die Herren in ihrer

Weisheit sehen, wie sie mit dem Volke fertig würden. So mußte der Rat auch diesmal nachgeben. Für die Beschaffung der nötigen Prädikanten hatte Rothmann inzwischen Sorge getragen. Seit dem Frühjahr standen ihm Briccius tom Norde und Johann Glandorp zur Seite. Er berief weiter aus dem Jülich'schen Heinrich Roll, den er in Straßburg kennen gelernt hatte, und die Marburger Theologen sandten ihm Gottfried Stralen und Peter Wirthheim. Am 10. August 1532 wurden ihnen die münsterischen Pfarrkirchen überwiesen: Rothmann selbst blieb zu Lamberti, Briccius bekam Martini, Roll mit Glandorp Agidii, Stralen Überwasser, Wirthheim Ludgeri. Einige Tage darauf erschien ein von allen Prädikanten unterschriebenes Verzeichnis der Mißbräuche der römischen Kirche, das vom Rate angenommen werden mußte und den katholischen Gottesdienst abschaffte. Die Katholiken blieben auf den Dom und die Klosterkirchen beschränkt, aber auch das war von den Evangelischen nur als einstweilige Duldung gedacht. Schon jetzt verließen mehrere Bürgermeister und Ratsherren, die mit der Neuerung nicht paktieren wollten, die Stadt, und Bürger und Klosterleute schafften heimlich ihre Urkunden und Kleinodien an sichere Orte.

Inzwischen ließ es Bischof Franz von Waldeck an Versuchen, den Lauf der Dinge zu wenden, nicht fehlen. Freilich war es weniger der Eifer für die katholische Kirche, der ihn trieb, als die Rücksicht auf die katholischen Nachbarkürsten von Köln und Kleve, denen er seit Jahren nahe stand und zu Dank verpflichtet war, auf den Kaiser, auf das Domkapitel und den Adel des Landes. Auch sah er es, wie sein Vorgänger, für seine Aufgabe an, die Obrigkeit gegen den Aufruhr des gemeinen Mannes zu schützen. In Münster merkte man bald, daß er entschlossen war, Ernst gegen die Stadt zu brauchen, und faßte die Möglichkeit des Krieges ins Auge. In der Tat wurden Ende August die Verhandlungen abgebrochen. Der Landtag in Billerbeck am 17. September versprach dem Bischof Hilfe, wollte aber vorher selbst noch eine gütliche Vermittlung versuchen. Am 30. September scheiterte auch diese, weil der Stadtrat, der im Grunde mit der Ritterschaft einig war, von der Bürgerschaft keine Vollmacht zu Zugeständnissen er-

langen konnte. Im Oktober beschlagnahmte der Bischof münsterische Kaufmannsgüter, ließ reisende Bürger ergreifen, sperrte die Straßen und schnitt der Stadt die Zufuhr ab, während man in Münster die Festungswerke verstärkte und dreihundert Knechte anwarb. Auch wandte sich die Stadt durch ihren neuen evangelischen Syndikus Johann v. d. Wieck an den Schmalkaldischen Bund, der aber die Angelegenheit dem Landgrafen von Hessen überließ. Die vom Bischof um Gelder für den offenen Krieg angegangenen Stände versuchten im Dezember noch einmal einen friedlichen Ausgleich, und es schien, als ob man sich auf einen vom Räte vorgeschlagenen Verhörstag einigen würde. Aber der durch Rothmanns Reden gegen die Papisten und Knipperdollings Hezereien aufgestachelte Grimm der Menge wollte von einem Frieden aus der Hand der Pfaffen nichts wissen. Als die Führer hörten, daß sich der Bischof mit den Häuptern des Klerus und des Adels im nahen Telgte, zwei Stunden östlich der Stadt, befände, beschloßen sie, sich durch einen kühnen Handstreich zu Herren der Lage zu machen. In der Nacht zum 26. Dezember rückten 600 Bürger mit den 300 Knechten aus und drangen in das Städtchen ein. Die Domherren, Ritter und Erbmänner wurden gefangen genommen und im Triumph nach Münster geschleppt. Der Bischof war diesem Schicksal nur dadurch entgangen, daß er am Tage vorher nach Iburg geritten war, und drei Domherren gelang es, barfuß, im bloßen Hemd über die gefrorene Ems zu flüchten.

Der erste Eindruck des Überfalles war auf beiden Seiten der, daß der Krieg nun unvermeidlich sei. Aber bald machten sich besonnenere Ansichten geltend, und es zeigte sich, wieviel die Stadt durch die treulose Tat gewonnen hatte. Der Landgraf von Hessen, der auf eine solche Gelegenheit seit zwei Monaten wartete, fand mit seiner Vermittlung sowohl bei dem ohnehin zum Frieden geneigten Bischofe wie bei Münster das größte Entgegenkommen. Die Instruktion, von der die hessischen Gesandten ausgingen, nahm in Aussicht, daß die Pfarrkirchen den Evangelischen, der Dom und die Stifter den Katholiken überlassen werden sollten. Anfangs spannten beide Parteien ihre Ansprüche höher: Die Münsterischen wollten den katholischen Gottes-

dienst überhaupt nicht dulden, damit nicht die hergebrachten Mißbräuche gepredigt, Privatmessen und die abgöttische Wandlung gefeiert und so die Zwietracht unter dem Volke erhalten würde. Andererseits wollte man von bischöflicher Seite nur die kleine Servatiikirche den Evangelischen überlassen. Aber die hessischen Gesandten setzten ihre Instruktion durch. Der Vertrag vom 14. Februar 1533 bestimmte demnach, die sämtlichen Pfarrkirchen sollten in den Händen der Evangelischen, der Dom und die Stifter aber für die Katholiken frei bleiben.

Damit war Münster auch rechtlich als evangelische Stadt anerkannt, bis, wie es in der Urkunde heißt, von einem allgemeinen, freien und christlichen Konzil in Deutschland oder auf einem Reichstage in bezug auf Glauben und Religion etwas Bestimmtes ausgemacht werde oder der Allmächtige es anders füge.

Der Vertrag bedeutete zugleich die feierliche Bestätigung der politischen Macht der demokratischen Partei. Bei der bald darauf, am 3. März vorgenommenen Ratswahl verlor die Aristokratie, die bis dahin fast ausschließlich über die Stadt geherrscht hatte, mit einem Schlage ihre Sitze. Evangelische Männer, Führer der Gilden traten an ihre Stelle.

Sogleich begann auch das Werk der kirchlichen Gesetzgebung. Die Grundlinien der künftigen Verfassung brachte eine Bekanntmachung des neuen Rates zur öffentlichen Kenntnis. Sie ist offenbar von Rothmann verfaßt. Die Wahl der Prediger wird den Kirchspielen überlassen. Haben diese zwei Männer, die sie für tauglich halten, vorgeschlagen, so entscheiden die Prüfungsherren, eine durch Rat, Oiderleute und Meisterleute aufgestellte Kommission, über ihre Tüchtigkeit und führen sie in ihr Amt ein. Zur Unterweisung der Jugend ernennt der Rat einen gelehrten, frommen und rechtschaffenen Schulrektor, für die höhere theologische Bildung zwei Männer, die Altes und Neues Testament lesen und erklären. Die Schule wurde bald darauf im Minoritenkloster wirklich errichtet und Johann Glandorp an ihre Spitze gestellt. Zum Zweck der Armenpflege nimmt die Bekanntmachung die Einrichtung von Schatzkästen, Diakonen und Almosenherren, für die Aufrechterhaltung von Zucht und Sitte Zuchtherren in Aussicht.

Diese Grundlinien sind nicht den lutherischen, sondern den oberländischen, Zwinglischen Einrichtungen nachgebildet.

In der Tat hatte sich Rothmann vom Luthertum immer mehr abgewendet. Hatte sich sein Glaubensbekenntnis vom Januar 1532 noch über die Abendmahlsfrage so vorsichtig ausgedrückt, daß ihn die Lutheraner zu den ihrigen zählen konnten, so scheute er sich seit dem Anfang des Sommers 1532 nicht mehr, seine unlutherischen Ansichten kundzugeben. Er hielt das Abendmahl mit gewöhnlichem Weizenbrot und auch außerhalb der Kirche ohne Beichte und Vorbereitung der Teilnehmer. Später brach er die Stuten (Semmeln) in eine Schüssel, goß Wein darüber, sprach die Einsetzungsworte und forderte die Umstehenden auf, zu essen. Davon erhielt er den Beinamen „Stutenbernt“. Welches Aussehen er damit machte, zeigt die Aufzeichnung des Augustinerbruders Göbel in Böödeken bei Paderborn¹⁾: „Item dat quamen twe broder van Monster . . . , de sachten vor quade nye mer, wo dat et to Monster gans ovel stonde in dem gelouven unde . . . wo dat er predicant fliteliken predickede, unde boven alle quait so nemme he eny hellinckwecke unde snede den in negen stuck unde berichte dar de lude myt. O, o, o, almachtie got, erbarme di over dusse groten twellinghe, de nu iender ist in der hilligen kerken, Amen.“ Daß die übrigen Prädikanten keinen Widerspruch wagten, zeigen die von ihnen mitunterzeichneten Artikel vom 15. August, in denen die sakramentierische Meinung deutlich ausgesprochen ist. Vergebens richteten das Haupt der Lübecker Kirche Hermann Bonn sowie Luther und Melanchthon gegen Ende des Jahres 1532 ihre Mahnungen und Warnungen an Rothmann und den Rat der Stadt. Rothmann, ein Meister in der Kunst, durch Worte seine Gedanken zu verhüllen, wußte, ohne seine dogmatischen Ansichten ausdrücklich abzuleugnen oder zuzunehmen, die Gerüchte über seine Lehre und sein Treiben so weit zu entkräften, daß im Frühjahr 1533 die hessische Friedensvermittlung stattfinden konnte. Das Mißtrauen der Lutheraner zeigt sich aber in der Bestimmung des Friedensvertrages, daß

¹⁾ Von mir in der Zeitschrift der Ges. f. niederl. Kirchengeschichte 1913, S. 150 veröffentlicht.

Kirchenordnung und Glaubensbekenntnis der münsterischen Kirche den Häuptern des Schmalkaldischen Bundes zur Durchsicht vorgelegt werden sollten.

Am 17. April 1533 wurde die von Rothmann ausgearbeitete Kirchenordnung dem Landgrafen von Hessen zur Begutachtung übersandt. Die zum Urteil aufgeforderten Marburger Theologen äußerten ihr Mißfallen an der über die Taufe und das Abendmahl entwickelten Lehre, und der Landgraf schickte Ordnung und Gegenbericht an den münsterischen Rat zurück mit der Aufforderung zu weiterer Erklärung.

In der That ist die münsterische Kirche, die Rothmann erdacht hatte, nicht ins Leben getreten. Denn ihr Baumeister hatte sich endgültig vom Luthertum abgewendet und war Täufer geworden. Wie sich der Umschwung vollzogen hat, wissen wir nicht genau. Sicher ist nur, daß er von den sogenannten Wassenberger Prädikanten, die sich nach Münster gewandt hatten, vor allem von Heinrich Koll, gewonnen wurde.

Die Wassenberger Prädikanten waren eine den Wiedertäufern nahestehende kirchliche Partei. Ihren Namen verdanken sie dem Umstande, daß sie bei Werner von Palant, dem Jülich'schen Drost zu Wassenberg (jetzt Kreis Heinsberg), Aufnahme und Schutz gefunden hatten, aber vor der Verfolgung der klevischen Regierung in Münster Zuflucht suchten. Heinrich Koll, der schon früher erwähnte ehemalige Haarlemer Karmeliter, war schon im Sommer 1532 dem Ruf Rothmanns gefolgt. Bis zum Sommer 1533 stellten sich auch Dionysius Binne, Johann Klopriß und Hermann Staprade ein und fanden freundliche Aufnahme und Anstellung an den Kirchen der Stadt.

Die Wassenberger Prädikanten verwarfen zwar im Prinzip die Kindertaufe, schritten aber noch nicht zur Ausübung der Spätaufe vor. Im Genusse des Abendmahls sahen sie nicht die Gewähr für eine Vergebung der Sünden oder für eine Festigung im Glauben, sondern schrieben ihm nur die Bedeutung zu, an das Leiden und den Tod des Heilandes zu erinnern und das Liebesmahl der Gläubigen untereinander zu erneuern. Sie betonten die unmittelbar sich äußernde Macht des Heiligen Geistes, der in den Menschen wirkt, daß sie das

Wort empfangen können, und der da wehe, wo er will. Ihr Ideal war der Zustand einer innigen, heiligen Gemeinschaft mit Gott unter notwendiger Absonderung von jeder anderen zeitlichen, sichtbaren Kirchengemeinschaft.

Etwa im Mai 1533 begann Rothmann offen gegen die Kindertaufe zu predigen. Seitdem standen sich in Münster zwei Parteien schroff gegenüber: die konservativ-lutherische unter dem Syndikus von der Wieck und die demokratische, die an Rothmann festhielt, und sich nur insofern änderte, als sie ihr Geschrei nicht mehr gegen die Papisten und Pfaffen, sondern gegen die Evangelischen, den Rat und den Syndikus richtete. Rothmanns stärkste Stütze blieben die Gilden. Als der Rat Miene machte, ihm Beschränkungen aufzuerlegen, stellte er den täuferischen Grundsatz auf, daß in Dingen der Religion nicht die weltliche Obrigkeit, sondern die Versammlung der Gemeinde zu entscheiden habe. Im Vertrauen auf seine Macht über das Volk schrieb er am 2. Juni an seinen Gesinnungsgenossen, den Pastor Regewart in Warendorf: „Es ist wunderbar, was alles die Lutheraner gegen uns im Schilde führen. Doch fürchten wir uns nicht; denn Gott wird uns seinen Segen geben.“

Der Syndikus griff nun zu dem in jener Zeit üblichen Mittel eines Glaubensgesprächs. Seine Absicht war wohl, zunächst das Ansehen des Gegners durch das Gewicht theologischer Gelehrsamkeit in den Augen der Bürgerschaft zu vernichten oder zu schmälern und dann den letzten Schlag gegen ihn zu führen. Die Disputation fand am 7. und 8. August 1533 statt. Auf lutherischer Seite war als angesehenste Persönlichkeit der Humanist Hermann v. d. Busche, Professor an der Marburger Universität, aus seinem damaligen Aufenthaltsorte Dülmen herbeigerufen worden. Neben ihm traten der Prädikant Briccius, der Schulrektor Glandorp, der frühere Stadtrichter Arnt Belholt und die beiden katholischen Fraterherren Johann Holtmann aus Ahaus und Dietrich Bredevort in die Schranken. Aber der beabsichtigte Erfolg wurde nicht erzielt. Rothmann ließ erst die Gegner sprechen und verteidigte am nächsten Tage die täuferischen Ansichten in mehrstündiger Rede so gewandt und vielseitig, daß sich die Partei des Rates gespalten sah. Seine Ausführungen gipfelten in der These, daß

zu einer Taufe, wie Christus sie angeordnet, wie die Apostel sie begonnen und gehalten, d. h. zu einer Taufe, der Unterweisung und Glaube vorhergehen müssen, die Kinder untauglich seien. Die Taufe, gläubig empfangen, sei ein Zeichen dafür, daß der verständig Gläubige sich selbst der Welt und der Sünde entsagen und sich in willigem Gehorsam gänzlich Jesu Christo übergeben will. Die unschuldigen Kinder werde Gott auch ohne unser Zutun erretten. Die Frage des Abendmahls kam gar nicht zur Verhandlung. Man fürchtete wohl einen weiteren Sieg des redefertigen Gegners.

Trotzdem wurde am Schlusse der Verhandlungen den Predigern angekündigt, der Rat gebiete ihnen, von ihren Neuerungen abzustehen und die Taufe der Kinder nach christlichem Gebrauch zu vollziehen. Aber diese kümmerten sich um den Willen des Rates noch weniger als früher, rühmten sich des Sieges und schalten auf den Kanzeln wider den Wassergott und Brotgott der Evangelischen. Am 7. September weigerte sich als erster Staprade, an den Kindern mehrerer Bürger die Taufe zu vollziehen, und am 17. September legten die fünf Prädikanten Rothmann, Koll, Klopriß, Binne und Stralen auf das nochmalige Gebot, die Kindertaufe zu vollziehen, dem Rat ein Schreiben vor, in dem sie den Gehorsam geradezu aufkündigten. Darauf ließ der Rat ihre Kirchen schließen und entsetzte Rothmann seines Pfarramts an Lamberti. Weiter zu gehen, hinderte ihn auch jetzt die Furcht vor einem Aufruhr der Menge, die vielleicht die übrigen Prediger preisgegeben hätte, unter keinen Umständen aber den, der wie in früherer Zeit mit feuriger Rede ihr Gemüt zu packen wußte. So mußte man zufrieden sein, daß Rothmann unter Vermittlung der Gilden am 3. Oktober eine Erklärung abgab, daß er sich der „zwistigen und disputierlichen Lehre in beiden Stücken“ (Taufe und Abendmahl) bei seinen Predigten enthalten und lehren wolle, „was dem Frieden dient, den ehrbaren Rat entschuldigt und den gemeinen Mann stillt . . .“, bis zu der Zeit, daß die Sache erläutert und der Herr weiteren Bericht und Erkenntnis der Wahrheit verleiht.“ Aus der Lambertikirche blieb er freilich ausgeschlossen und mußte seine Tätigkeit in die kleine Servatiipfarrei verlegen.

Noch in demselben Monat verfaßte Rothmann seine erste Schrift „Bekennnisse von beiden Sakramenten“. Das Vorwort ist vom 22. Oktober datiert. Die Kindertaufe bezeichnet er darin nicht als christliche Taufe, sondern als Abgötterei, und in der Abendmahlslehre bekämpft er die lutherische Auffassung vom Abendmahl und tritt für Zwingli ein. Zugleich finden wir hier schon die weitere Entwicklung Rothmanns angedeutet. Seit dem Sommer redete er in seinen Predigten einer gewissen Art Gütergemeinschaft unter den Gläubigen das Wort. Das tut er nun auch in den Bekenntnissen, indem er Beispiele aus der Geschichte der ersten christlichen Zeit anführt. Die Folge war, daß die Masse, die dem schwärmerischen Idealismus des Predigers nicht zu folgen vermochte, darin kommunistische Tendenzen erblickte und ihre Begehrlichkeit angeregt wurde. Das erklärt wohl auch zum Teil Rothmanns Beliebtheit.

Rothmann mochte glauben, daß mit seiner Schrift die „Sache erläutert sei und der Herr weiteren Bericht und Bekenntnis der Wahrheit verliehen habe“. Jedenfalls nahm er seine Predigten über Taufe und Abendmahl wieder auf.

Der Rat konnte darauf nur mit einem neuen Predigtverbot antworten, zumal da sich am 2. November als Folge der Predigten aufrührerische Bewegungen zeigten. Freilich war seine Autorität nicht stärker, sondern durch die schwächliche Haltung im Oktober noch mehr erschüttert worden. Der Syndikus von der Wieck suchte das auszugleichen, indem er mit den Katholiken einen Bund einging. Ganz gefehlt hatte es an solchen nie, und ihre Zahl konnte noch wachsen, zumal der Bischof jetzt den freilich nicht ganz erfolgreichen Versuch machte, den katholischen Gottesdienst im Dome zu reorganisieren. Am 4. November verständigte man sich dahin, daß Rothmann mit seinen Gefährten die Stadt verlassen sollte. Am folgenden Tage versammelten sich zur Ausführung des Beschlusses Parteigänger des Rates und viele Katholiken bewaffnet auf dem Markte. Aber auch die Gegenpartei machte sich zum Kampfe bereit. Da wurde von katholischer Seite plötzlich die Forderung laut, es müßten auch alle die verbannt werden, durch deren Rat und Hülfe Rothmann zu Einfluß gekommen sei. Wieck sah sich so, wie er selbst sagt, plötzlich der Gefahr gegenüber,

„daß das Papsttum wieder angehen und das Evangelium untergehen sollte“. Knipperdolling und andere Häupter der Gilden nutzten diesen Zwiespalt aus, indem sie dem Räte unbedingte Unterstützung gegen den gemeinsamen Feind zusagten. Indem man auf beiden Seiten etwas nachgab, wurde am 6. November vereinbart, daß gegen Roll, Staprade, Klopriß, Binne und Stralen der Ausweisungsbefehl aufrecht erhalten werde, Rothmann zwar in der Stadt bleiben dürfe, aber ihm das Predigen untersagt bleibe.

Jetzt hielt der Syndikus die Zeit für eine gründliche Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse für gekommen. Der Landgraf von Hessen schickte am 8. November zwei Prediger, Johann Vening, Pfarrer zu Melsungen, und Dietrich Fabricius aus Anholt, Diakonus zu Kassel, nach Münster. Schon am 18. November hatten sie den Entwurf einer neuen Kirchenordnung fertig, die noch vor Ablauf des Monats von Rat und Gilden angenommen wurde. Im Dezember konnte in allen Pfarrkirchen der Gottesdienst nach lutherischer Weise wieder aufgenommen werden. Gefährlich war nur noch die Anwesenheit Rothmanns. Von der Wieck suchte ihn unschädlich zu machen, indem er den Landgrafen zu veranlassen suchte, Rothmann zu einer Disputation nach Kassel zu fordern. Aber bevor eine Entscheidung darüber einging, war in Rothmanns Gesinnung eine neue Wandlung eingetreten, die das lutherische Kirchenwesen in Münster zum zweiten Male und diesmal für immer zu Fall brachte.

Münster galt gerade Rothmanns wegen schon seit längerer Zeit als Zufluchtsstätte, anfangs für Lutheraner, dann für Zwinglianer. Seit sich Rothmann dem Wiedertäuferthum genähert hatte, galt er auch den Täufergemeinden in Nordwestdeutschland als Vorkämpfer, und wo die Täufer von den Obrigkeiten behelligt wurden, zogen sie in immer größerer Zahl nach Münster. Dazu übten seine neuen sozialen Anschauungen eine starke Anziehungskraft auf viele dunkle Elemente, die weniger für den täuferischen Glauben als für den Umsturz der bestehenden Ordnung und die Verwirklichung der Güterteilung schwärmten. Der Zuzug kam hauptsächlich aus Holland und Friesland, wo der Kürschner Melchior Hofmann

die täuferische Propaganda in ein neues Stadium übergeführt hatte, indem er in chiliastischer Schwärmerei das nahe Ende der gegenwärtigen Welt und den Anbruch eines neuen Zeitalters, in dem die biblischen Idealzustände verwirklicht werden würden, verkündigte.

Um seine führende Stellung in Münster wiederzugewinnen und zu behaupten, faßte Rothmann den Entschluß, mit Hilfe der Melchioriten den Kampf mit seinen Gegnern wieder zu eröffnen. Noch bevor der November zu Ende ging, griff er die neue Kirchenordnung und Fabricius heftig an, störte den Gottesdienst und wiegelte das Volk auf. Der Rat schritt erst ein, als am 8. Dezember der Schmiedegeselle Johann Schröder aus Werne auf dem Lambertikirchhofe eine täuferische Predigt hielt und gegen die weltliche und geistliche Gewalt wetterte. Am 11. Dezember wurde gegen Rothmann ein neuer Ausweisungsbefehl erlassen und ihm der Schutz der Stadt aufgekündigt. Er aber antwortete höhnisch, weltlichen Schutzes bedürfe er nicht, da er genügend durch Gott und die Seinen geschützt werde; vor leeren Drohungen weiche er nimmermehr zurück. Am 14. Dezember nahm er seine Predigten vor der Servatiikirche wieder auf.

Nun aber, wo sich die Obrigkeit machtlos erwies, hielt das Täufertum in einer ganz anderen Gestalt seinen Einzug in Münster. An Hofmanns Stelle, der seit Mai 1533 in Straßburg in Haft saß, war im November der Bäcker Johann Matthys aus Haarlem getreten, der im Gegensatz zu seinem friedlichen Vorgänger den Kampf gegen die „Gottlosen“ und die Absonderung der heiligen Gemeinde von den „Heiden“ verkündigte. In Münster stieg im Dezember die Zahl der Eingewanderten, sowohl ehrlicher und glaubenstreuer Seelen, wie aufrührerischer Elemente, noch mehr, und Rothmann trat immer rücksichtsloser und siegesicherer auf. Auch seine Wassenberger Freunde kehrten zum Hohne der Obrigkeit zurück.

Am 5. Januar trafen die ersten Sendboten von Matthys in Münster ein, spendeten Rothmann und den Wassenbergern die Taufe und übertrugen ihnen das Amt als Täufer. Nach Verlauf von acht Tagen trug die Liste der Wiedertäufer schon 1400 Namen. Am 13. Januar erschienen neue Abgesandte, unter ihnen Johann von Leiden, der spätere Wiedertäuferkönig,

und Anfang Februar suchte der Prophet selbst seine Stadt auf, in der das neue Reich verwirklicht werden sollte. Längst war die Stadt von Fremden überfüllt. Schon am 28. Januar und 9. Februar wurden von den Wiedertäufern Versuche gemacht, die Herrschaft in der Stadt zu gewinnen, und durch die neue Ratswahl am 23. Februar fiel sie ihnen wirklich zu. Wer der „reinen Lehre“ nicht beitreten wollte, mußte am 27. Februar 1534 aus der Stadt weichen.

Damit beginnt das Wiedertäuserreich, das in seiner weiteren Entwicklung, besonders der Einführung der Vielweiberei und des Königtums eine großartige Satire auf den menschlichen Verstand darstellt.

* * *

Je näher nun während der Belagerung Münsters (1534/35) die Aussicht auf die Niederlage der Wiedertäuser rückte, um so mehr drängte sich auch den Beteiligten die Frage auf, welche Kirchenverfassung in Zukunft in der Stadt herrschen sollte.¹⁾ Es kam darauf an, ob die katholischen oder die evangelischen Bundesgenossen des Bischofs die Oberhand behalten würden. Zuerst hatte sich der burgundische Hof beeilt, Hilfe zu senden. Seinem Einfluß aber hielt bald der Landgraf von Hessen, der Geschütze und Landsknechte schickte, die Wage. Köln und Kleve, die in erster Linie für die Hülfeleistung in Frage gekommen wären, unterschätzten wohl anfangs die Bedeutung der Sache und entschlossen sich erst auf dem Fürstentage zu Orson am 26. März 1534 zur Beteiligung. Nun aber rückten sie an die erste Stelle; die hessischen Hilfstruppen wurden im April nach Hause geschickt. Doch erwies sich im Sommer das Unternehmen so schwierig, daß der Bischof auf die Hilfe der evangelischen Fürsten zurückgreifen mußte. Sachsen machte sie davon abhängig, daß der Bischof keine feindseligen Handlungen gegen evangelische Glaubensgenossen unternehme, wurde aber vom Herzog von Kleve unter Bedingungen, die wir nicht kennen, zur finanziellen Unterstützung bewogen. Schließlich aber ging

¹⁾ Vgl. L. Keller, Die Wiederherstellung der katholischen Kirche nach den Wiedertäuserunruhen in Münster 1535—1537, in Sybels Historischer Zeitschrift 1882, Bd. 47, S. 429 ff.

gegen den Willen des Landgrafen die Angelegenheit in die Hände der Stände des niederrheinisch-westfälischen und des oberrheinischen Kreises über, deren Majorität katholisch war. Der Abschied des Kreistages zu Koblenz vom 26. Dezember 1534 enthielt u. a. die Bestimmung, daß, wenn die Stadt durch die bewilligte Hilfe innerhalb der nächsten sechs Monate erobert werde, „darin keine Ordnung, Form oder Maß vorgenommen, gehandelt oder getan werden solle, außer mit Wissen und Willen der unterzeichneten Kreisstände“. Der Bischof, das Domkapitel und die Landstände mußten diese Bestimmung durch einen besonderen Revers anerkennen. Ähnlich beschloß eine Versammlung der vornehmsten Reichsstände in Worms am 4. April 1535, indem sie dem Bischof eine ausreichende Geldunterstützung bewilligte, daß nach der Eroberung der Stadt „durch den Konfirmierten zu Münster keine Ordnung, Form noch Maß vorgenommen oder etwas gehandelt oder getan werde, sondern daß der Kaiserlichen und königlichen Majestät, auch Kurfürsten, Fürsten und gemeinen Ständen des Reichs vorbehalten sei, Form, Ordnung und Maß nach Gestalt und Gelegenheit der Sachen in der Stadt Münster vorzunehmen“. Die Erfüllung dieser Forderung wurde von Bischof und Landständen ebenfalls schriftlich versprochen. Der Kurfürst von Köln und der Herzog von Kleve sollten im Auftrage der Reichsstände darüber wachen.

Um so mehr hielt es der Landgraf von Hessen für geboten, die Wiederherstellung des Protestantismus in Münster zu betreiben. Am 20. Juni 1535 schickte er Siegmund von Boineburg als Gesandten an den Bischof. Er sollte auf die Verdienste Hessens um das Stift Münster hinweisen und vortragen, der Sinn der hessischen Hilfeleistung sei natürlich nicht der, daß man der katholischen Kirche nützen wolle. Der Landgraf könne es weder vor Gott, noch vor seinen evangelischen Glaubensgenossen verantworten, wenn der Feldzug, für den die protestantischen Fürsten größere Opfer gebracht hätten als die katholischen, zur Wiedereinführung des Papsttums in die früher evangelische Stadt dienen sollte. Er sei vielmehr schuldig vor Gott, „dahin zu trachten, daß zu Münster das Evangelium und reine wahre Gotteswort nicht ausgelöscht, sondern erhalten

und gepredigt werde.“ Seine Bitte gehe deshalb dahin, daß nach Eroberung Münsters wenigstens ein oder zwei Prediger, die das Evangelium rein und lauter vortrügen, zugelassen würden.

Wenige Tage nach Abgang des Gesandten lief die Nachricht ein, daß Münster erobert sei, worauf der Landgraf dem Herrn von Boineburg weiterhin auftrag, nun erst recht in jenem Sinne tätig zu sein; er solle den Bischof bitten, zu handeln, „wie sein Gewissen es ihm eingebe“, und nur den Allmächtigen vor Augen zu haben. Der Hinneigung des Bischofs zum Protestantismus scheint der Landgraf also sicher gewesen zu sein.

In der That konnte Boineburg berichten, Franz von Waldeck habe ihm in Gegenwart des Hofmeisters Friedrich Twist erklärt, daß er dem Evangelium wohlgeneigt und willens sei, es mit Rat des Landgrafen und anderer evangelischer Städte allmählich aufzurichten. Einstweilen sei er noch nicht Herr genug im Stift. Sobald er dessen aber mächtig sei, wolle er sich dermaßen erzeigen, daß die evangelischen Stände daran ein gutes Gefallen haben sollten.

Auf dem zur Beratung über die münsterische Sache einberufenen Kreistage zu Worms (13. bis 23. Juli 1535) ließen dann Hessen und Sachsen etwa folgendes vortragen. Als im Februar 1534 der Sieg der Wiedertäufer entschieden gewesen sei, seien sowohl die katholischen wie die evangelischen Bürger, die damals im rechtlichen Besitz ihrer Religionsübung sich befunden hätten, vertrieben worden, und die Anhänger beider Konfessionen hätten sich in gleicher Weise an der Niederwerfung des Aufstandes beteiligt. Der Vertrag vom 14. Februar 1533 sei ungebrochen und in Kraft, und man müsse beiden Parteien gestatten, zu ihrem Hab und Gut und zur freien Übung ihrer Rechte zurückzukehren.

Aber diese Politik wurde durch eine Zusammenkunft des Erzbischofs von Köln, des Herzogs von Kleve und des Bischofs Franz in Neuß unter dem Einfluß des Kaisers ganz und gar durchkreuzt. Der Abschied vom 19. Juli enthält eine Einigung auf folgende Punkte. Erstens soll in den Hauptstücken der christlichen Religion in Münster keine andere Form herrschen,

als von Kaiser und Reich gebilligt ist. Zweitens soll in allen Kirchen für die Einheit der Kirche gebetet und Gott Dank gesagt werden für den Sieg über die Wiedertäufer. Drittens sollen im Dom und in allen Pfarrkirchen die alten Kirchengebräuche wiederhergestellt und über keine disputierbare Materie gepredigt und damit zugleich die Ursachen beseitigt werden, deretwegen Gottes Zorn über die Stadt hereingebrochen ist. Viertens soll die Reformation der christlichen Kirche, die der Erzbischof und der Herzog in ihren Landen einzuführen gedenken, auch in Münster eingeführt und dadurch allen berechtigten Klagen der Untertanen abgeholfen werden. Am 22. Juli stimmte der Landtag zu Dülmen diesem Abschiede zu und erhob ihn zum Landesgesetz.

Die vorläufige Niederlage des Landgrafen und der Evangelischen wurde zu Worms, wo inzwischen die Reichsstände tagten, besiegelt, indem man keinen definitiven Beschluß faßte, sondern den Kaiser um die Wiedereinberufung der Stände am 1. November ersuchte.

Auf Grund des Neußer Abkommens kehrte nun die katholische Geistlichkeit nach Münster zurück und entfaltete zusammen mit dem Domkapitel und dem Adel sofort eine energische Tätigkeit, um die zerstörten und geplünderten Kirchen wieder für den Gottesdienst brauchbar zu machen. Der Pastor von Lamberti und sein Kaplan hatten schon im September den Gottesdienst wieder vollständig eingerichtet und eine Anzahl der Pfarrkinder um sich versammelt. Die Nonnen von Überwasser zogen schon im August wieder in ihr Kloster ein. Das Kapitel des Stifts St. Mauritius bat in der Mitte des September den Bischof um die Erlaubnis, in seinem Kirchspiel, das die nächstgelegenen Bauerschaften umfaßte, den Gottesdienst in der alten Weise beginnen zu dürfen.

Andererseits gestatteten die beiden Hauptleute Goddert v. Schedelich und Wilken Steding, die Bischof Franz als Stadtkommandanten mit einer Besatzung von 700 Mann zurückgelassen hatte, sei es mit, sei es ohne Vorwissen ihres Herrn, die Wiedereinführung der Predigt der neuen Lehre. Ein ehemaliger Minorit (Lesemeister im münsterischen Kloster) namens Stephan Kruntunger aus Dülmen, durfte in St. Lamberti das

„Wort Gottes“ verkünden, wogegen der Pastor lebhaft protestierte. Kruntunger, der offenbar bei der völligen Wiedereinführung des Katholizismus weichen mußte, wirkte später an St. Johann in Osnabrück und wurde dann Pastor in Petershagen.

Auf dem Wormser Reichstage (1. November) suchte auch Landgraf Philipp noch einmal dahin zu wirken, daß „das Evangelium in Münster möge gepredigt werden, zu wenigsten in zweien Pfarren“. Aber er drang nicht durch. Die katholische Majorität erneuerte die früheren Beschlüsse und sprach die Erwartung aus, „es werde der Konfirmierte, das Domkapitel, die Ritterschaft und Landschaft sich desfalls den Reichsabschieden gemäß erzeigen“. Der Kurfürst von Sachsen und die Fürsten von Württemberg, Hessen und Anhalt protestierten, die Reichsstädte verwarfen sogar den ganzen Abschied, der im übrigen wegen der Einrichtung des städtischen Regiments, der Befestigungen, der Verteilung der Beute, der Erhebung der Umlagen, der Rückzahlung der Kapitalien usw. Bestimmungen enthielt, die im Stift Münster allgemeine Entrüstung hervorriefen und Franz von Waldeck veranlaßten, die Unterstützung des Landgrafen und seiner Freunde in Anspruch zu nehmen. Aber Philipp riet ihm, in den wesentlichsten Punkten nachzugeben. Der einzige Weg, um mit Hilfe der protestantischen Mächte einige Milderungen zu erlangen, sei der, daß der Bischof das Evangelium predigen und die christlichen Zeremonien und Ordnungen wieder aufrichten lasse, wie er es seinerzeit in Aussicht gestellt habe. Dann würden die evangelischen Stände auf die Vollziehung des Abschiedes nicht dringen, und es könne vielleicht zum Besten des Stifts noch „allerlei gehandelt werden“.

Aber diesen Rat konnte Franz von Waldeck nicht befolgen, weil Köln und Kleve über seine Haltung in der religiösen Frage eifersüchtig wachten. Da ihnen das Bistum große Summen schuldete und ihnen eine Anzahl von Ämtern und Schlössern verpfändet war, so sah sich der Bischof von ihrem guten Willen in hohem Grade abhängig.

Gegen den Widerspruch einer Reichskommission, die am 13. März 1536 in Münster auf die Befolgung des Abschiedes vom 1. November drang, wurde dann am 30. April 1536 die

neue „Ordnung“ der Stadt Münster publiziert, durch die u. a. die Gilden, die Urheber des Aufruhrs, gänzlich abgeschafft, dagegen die Gerechtfame des Domkapitels, aller Stifter, Klöster, geistlichen Anstalten und Weltgeistlichen wiederhergestellt wurden.

Von dem Versuche, den evangelischen Gottesdienst wieder einzuführen, hören wir nichts. Er blieb vielmehr fast volle drei Jahrhunderte von der öffentlichen Übung ausgeschlossen. Dagegen waren die Katholiken auch weiter eifrig bemüht, nicht nur die alten Rechte, sondern auch die Sympathien der Bürgerschaft wiederzugewinnen. 1536 wurde Johann von Aachen, ein sehr beliebter und erfolgreicher Kanzelredner, zum Domprediger ernannt.¹⁾ Auch andere begabte Männer wie Otto Beckmann, der frühere Freund Luthers und Melancthons, wirkten für die alte Kirche. Am 2. Dezember 1537 konnte der Weihbischof den Dom rekonzilieren und in der nächsten Zeit geschah dasselbe mit allen anderen Kirchen.

Vor allem aber bewährte sich jetzt, da der Bischof Franz von Waldeck nicht nur persönlich zum Luthertum neigte, sondern auch Anstalten machte, es in Münster einzuführen, das Domkapitel als festes Bollwerk gegen das nochmalige Eindringen der Neuerung. Als der Bischof zu Anfang der vierziger Jahre seinen Reformator Hermann Bonnus, der sich als Ordinarius der drei Stifter Münster, Osnabrück und Minden bezeichnete, mit seiner Kirchenordnung nach Münster schicken wollte, schrieben die Domherren an den Bischof, „so Bonnus mit seiner Ordinantien int Stifft van Munster queme, wolden se en in Sack stecken unde im Water vordrencken“. Er hat sich denn auch in Münster nicht sehen lassen.

So blieb es auch nur eine bedeutungslose Episode, daß in den fünfziger Jahren der Kaplan an St. Ludgeri, Rudolf Casterus aus Ramsdorf, der von dem Bürgermeister Albert Mumme protegiert wurde, in evangelischem Sinne über das Abendmahl predigte und es unter beiden Gestalten spendete.

¹⁾ Über das schimpfliche Ende seiner münsterischen Tätigkeit vgl. Hamelmann Bd. 2, S. 51 f., wozu ich jetzt nachtrage, daß die Akten im Stadtarchiv an seinen groben sittlichen Verfehlungen keinen Zweifel lassen. (Meine Angabe a. a. O. beruhte auf Mitteilung des verstorbenen Stadtarchivars.)

Er wurde auf Anklage der Katholiken nach Köln vorgeladen, und da er sich weigerte, zu erscheinen und „billigere Richter“ verlangte, aus der Stadt verwiesen. Bernhard von Westerholt, Herr zu Lembeck, machte ihn zum Pastor in Wulfen, wo er zwischen 1568 und 1572 starb.¹⁾

1563 widmete Hermann Hamelmann, lutherischer Pastor in Lemgo, der zu Anfang der fünfziger Jahre als katholischer Kaplan an St. Servatii gewirkt hatte, dem Räte und der Bürgerschaft eine kleine Schrift, in der er gegen die Kölner Theologen die Laienkommunion unter beiden Gestalten verfocht. In der Vorrede forderte er zur Wiederherstellung des „wahren Gebrauches der Eucharistie“ auf. Aber niemand wollte sein Buch annehmen, und 1568 beschwert sich Hamelmann in seiner Reformationsgeschichte Niedersachsens mit bitteren Worten darüber, daß die „gottlosen Papiisten“ in Münster der Wahrheit keinen Raum gönnen wollten. Wenn auch die evangelische Gesinnung vielleicht noch nicht völlig ausgestorben war, so hielt sie sich doch im verborgenen. Die Schrecken der Wiedertäuferzeit warnten vor der nochmaligen Einführung der Predigt des „reinen Wortes“.

¹⁾ Hamelmann Bd. 2, S. 50.

Der Abbruch der Petri- und der Verkauf der Marienkirche in Hörter.

Von Prof. G. Schumacher, Hörter.

(Nach Akten des kgl. Staatsarchivs in Münster.)

Bei der Errichtung des Königreichs Westfalen 1807 war Hörter Distriktsstadt im Fuldadepartement und Sitz mehrerer Behörden geworden. Im Namen der hierher versetzten königlichen Offizianten richteten der procureur du roi, J. Gehrken, und der Rat Rintelen am 15. November 1809 eine Eingabe an den Präfekten des Fuldadepartements von Reimann in Kassel mit etwa folgendem Inhalt: Bei den Schritten, die der Unterpräfekt des Distrikts Hörter, Freiherr von Metternich zur besseren Organisation des Schulwesens in der Stadt Hörter unternommen, sei das Fehlen eines guten Schulhauses gerügt worden. Erst wenn dies vorhanden sei, könne man bessere Lehrer anstellen. Man gehe von folgendem Grundsatz aus: „Wenn die Sorge für den öffentlichen Unterricht und die Erziehung der Jugend eine der ersten Wohltaten des Staates und unerläßliche Bedingung jeder Stadt ist, wenn mit dieser Anstalt die Ausübung der Religion und die Moralität der Bürger in der engsten Verbindung steht, so sollte immerhin von den Gemeingütern des Kultus, da, wo es not tut, den ersteren etwas zugeteilt und hierdurch eine Gleichheit in beiden Instituten bewirkt werden, die vergebens der aufgeklärte Einwohner von Hörter gewünscht hat.“ Das wird dann weiter ausgeführt. Die Distriktsstadt Hörter habe 2200 Einwohner, von denen mehr als ein Drittel katholisch, die übrigen lutherisch mit einigen Reformierten seien. Von den vier Kirchen der Stadt seien zwei — die Kiliani- und Petri- — dem lutherischen, zwei — Nikolai- und Marien- auch Klosterkirche genannt — dem katholischen

Gottesdienst gewidmet. Die Marienkirche sei den Minoriten, die an derselben ein kleines Kloster erbaut hätten, eingeräumt worden. Die vorige (oranische) Regierung habe das Kloster und mit demselben das katholische, von den Geistlichen unterhaltene Gymnasium (eine gehobene Schule mit Lateinklassen) aufgehoben, die Gebäude verkauft, und seit dieser Zeit stehe die Kirche leer, da die Mittel für Besoldung eines Geistlichen nicht vorhanden seien.

Der Kirchenbesuch bei den evangelischen Glaubensgenossen sei gering. Die am äußersten Ende der Stadt liegende Petri-
kirche sei baufällig, der Hauptturm in solchem Zustande, daß noch jüngst das Läuten von der Polizei verboten worden sei. Zur Wiederherstellung habe weder der Kirchenfonds noch die mit Schulden überlastete Stadt Mittel. Die Mildthätigkeit der Pfarrkinder anzuprechen, sei vergeblich, da der reichere und aufgeklärtere Teil der hiesigen Bürger die Erhaltung nicht wünsche und zur Kilianigemeinde gehöre. Auch diese Kirche sei nicht gut erhalten, da die beiden Türme große Risse zeigten; jeder Bauverständige könne den baldigen Einsturz und damit den Ruin der nahe dabeiliegenden Häuser vorher sagen.

In ebenso kläglichem Zustande seien die Schulhäuser der Stadt. An der Petri-
kirche, also am Ende der Stadt, seien für die evangelischen Knaben zwei elende Stuben angebaut, bei der Marienkirche stehe das bis auf zwei Stuben völlig ruinierte katholische Schulhaus. Für die Mädchen beider Religionsparteien seien keine Schulen vorhanden; man wohne zur Miete, und in engen, dumpfen Stuben übe bei den Lutheranern ein alter Schulmeister, Jaritz, bei den Katholischen eine alte Frau Zimmermann, gleich unbrauchbar, das Handwerk.

Unter der oranischen Regierung habe man mit Zustimmung des Fürstbischofs, der bekanntlich zu allem guten und besseren so gern hülfreiche Hand leiste, den Plan gefaßt, die Schulanstalten beider Religionsparteien zu vereinigen, und der an ständiger Einnahme auf 1100 Taler jährlich sich belaufende Schulfonds habe für einen Ort wie Hörter schon etwas erwarten lassen. Diese Neuerung habe den Beifall aller guten Bürger gefunden, aber bei der schnellen Ausführung habe man einen Neubau vergessen. So sei bald dieser in der Theorie, Stunden-

einteilung und Wahl der Lehrgegenstände nach richtigen Grundsätzen angelegte Plan zerfallen. Die sehr tätige Schuldirektion habe sich, was in keinem anderen Distrikt vorgekommen, bei der neuen Staatsverfassung vollständig aufgelöst, und Lehrer und Schüler folgten nun wieder dem alten Schkendrian. Ihr unmaßgeblicher Vorschlag gehe dahin, jetzt, wo so viele veraltete Formen zerbrochen, so vieles umgestürzt werde, um aus den Ruinen in neuem Glanz und Schönheit hervorzugehen, zum Bau einer neuen Schule zu schreiten. Die Mittel dazu seien zu nehmen

1. aus dem Abbruch der ruinösen Petrikirche, völliger Aufhebung dieser Pfarre, aus dem Verkauf der Materialien, aus den nach und nach zum Schulfonds fließenden Kirchenrevenueu, die man auf 135 Th. veranschlagen könne,
2. aus dem Verkauf der Marienkirche, die res nullius sei. Erwägenswert bleibe für die evangelischen Bürger, ob sie nicht diese gute, geräumige und dauerhafte Kirche zu ihrer einzigen wählen wollten, statt der alten ruinösen Kilianikirche. Die Stadt würde für den Vorteil ihrer Bürger sorgen, wenn sie das alte, dumpfe Gebäude der Kilianikirche dem gemeinschaftlichen Schulhaus opfere.

Die Eingabe schließt selbstgefällig mit der Bemerkung, daß man hiermit auch im Fuldadepartement werktätig beweisen werde, daß man alte Kirchen ebenso wie in Hildesheim zu besseren Zwecken zu benutzen wisse.

Wenn es galt, etwas Altherrwürdiges einzureißen und abzubrechen oder Staats- und Kirchengut zu verschleudern, fand man damals in Kassel immer offene Ohren. Am 29. Dezember 1809 beauftragte der Präsekt den Unterpräsekten beide Kirchen — Petri- und Kiliani — durch den Distriktsbaumeister Eberhard abschätzen zu lassen, da beide eingezogen werden sollten. Empfehlenswert sei eine Schule für beide Religionen, wie sie schon von der oranischen Regierung geplant war. Die Antwort des Unterpräsekten ließ lange auf sich warten, zweimal mußte der Präsekt daran erinnern. Der am 25. April 1810 erstattete Bericht macht gegen den Abbruch der Kilianikirche geltend

1. daß die Marienkirche für beide Pfarreien nicht groß genug sei,

2. daß hinter oder neben der Marienkirche ein Glockenturm gebaut werden müsse, da der vorhandene — ein sog. Dachreiter — zu niedrig und zu eng sei, um das Geläut aufnehmen zu können,
3. daß diese Kirche ganz am Ende der Stadt liege und daß der Zugang beim Fehlen des Straßenpflasters sehr beschwerlich sei,
4. daß die Protestanten es schwer empfinden würden, wenn sie ihre beiden Kirchen verlassen und mit einer kleinen und abgelegenen vertauschen müßten. Außerdem ver spreche das Kilianigebäude nach dem Gutachten des Baumeisters noch eine ziemliche Dauer.

Daraufhin sah man vom Abbruch der Kilianikirche ab. Einzuholen war noch die Zustimmung der Stadtvertretung. Am 9. Mai 1810 fand unter des Präfekten Vorsitz auf dem Rathause zu Hörter eine Versammlung statt. Es proponierte der Herr Präfekt: die Notwendigkeit erfordere eine Verbesserung des hiesigen Schulwesens, und waren die sämtlichen Herren Munizipalräte hiermit völlig einverstanden. Die obere Kirche müsse abgebrochen und daraus das Schulhaus hergerichtet werden; die überflüssigen Materialien müßten verkauft werden. Der Präfekt sicherte zu, daß der Pfarrer Langrock, der Küster Kniebe und die beiden Kirchenprovisoren darunter nicht leiden, sondern in Tätigkeit bleiben sollten, und stellte einen Staatszuschuß zur Erhöhung der Lehrergehälter in Aussicht. Die Herren Munizipalräte machten zwar schüchtern die Bemerkung, daß den Gliedern der Petrikerche der Abbruch ihres Gotteshauses unangenehm sein werde, stimmten aber schließlich zu, da die notwendige Verbesserung des Schulwesens nicht zerfallen dürfe.

Bevor der Präfekt beim Minister des Innern die Erwirkung der königlichen Genehmigung beantragte, fragte er in Kassel beim Münzdirektor Fulda an, ob die kgl. Münze nicht 50—60 Zentner Glockengut, das in Hörter verfügbar würde, gebrauchen könne und was sie für den Zentner gebe. Fulda erwiderte, daß die Münze es wegen der Sprödigkeit und Vermischung mit Zinn nicht gebrauchen könne, empfahl aber als Käufer den Stückgießer Hentschel, der selbst Glocken gieße. Der

Zentner koste etwa 16 Taler. Am 5. Juli 1810 erhielt der Unterpräfekt folgendes Dekret:

Hieronymus Napoleon, durch die Gnade Gottes und die Verfassung König von Westfalen, französischer Prinz.

In Erwägung, daß die Petrikirche zu Hörter zu kostspielige Wiederherstellungsarbeiten erfordert, daß die Stadt 2 lutherische Kirchen hat, von denen eine genügt, daß andererseits kein passendes Gebäude für den Unterricht der Jugend existiert und daß die Kirche dieser Bestimmung leicht angepaßt werden kann, haben wir bestimmt und bestimmen:

1. Die Petrigemeinde wird aufgelöst und mit der Kiliani vereinigt.
2. Der gegenwärtige Pastor und die andern an der Petri- kirche angestellten Personen werden vorläufig in derselben Eigenschaft und mit denselben Einkünften bei der Kiliani- kirche angestellt.
3. Das Kirchengebäude und die Einkünfte aus dem Kirchen- vermögen werden für den Unterricht der Jugend in Hörter bestimmt.
4. Unser Minister des Innern wird mit der Ausführung dieses Befehls beauftragt.

Gegeben zu Paris, am 20. Juni 1810, im 4. Jahre Unserer Regierung.

Hierauf forderte der Unterpräfekt den Maire, den Pfarrer und den Baumeister auf, die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Er befürchtete Unruhen, da die Glieder der Kilianikirche die Neueintretenden nicht gutwillig in ihre Kirchstühle aufnehmen würden. Er beantragte deshalb in Kassel ein darauf sich beziehendes Dekret des Königs. Gleichzeitig empfahl er den Verkauf der Orgel und der Glocken, damit man die Abbruchs- kosten der Kirche bestreiten könne. Die Kilianikirche will ihre Glocken, von denen eine gesprungen ist, mit den besseren der Petrikirche vertauschen, aber die durch das Abnehmen und Wiederaufhängen entstehenden Kosten nicht tragen. Als eine neue Einnahmequelle weist der Unterpräfekt darauf hin, daß der eben verstorbene Dechant von St. Nikolai, Campill, ein sehr gutes Einkommen gehabt habe, das für seinen noch gar nicht ernannten Nachfolger zu hoch sei und deshalb zu Gunsten der

Schulkasse gekürzt werden könne. Der Präsekt ist mit allem zufrieden, hält ein kgl. Dekret für überflüssig, rät aber wegen der Gehaltsverkürzung sich vorher mit dem Fürstbischof in Verbindung zu setzen.

Vor der endgültigen Vereinigung beider Gemeinden beantragte Pastor Sasse von Kiliani die Ernennung von zwei Kirchenältesten bei dem Konsistorium in Kassel. Anstandslos genehmigt.

Am Sonntag den 5. August 1810 fand der letzte Gottesdienst in St. Petri statt. Am nächsten Tage wurden die noch brauchbaren Kirchenstühle in die Kilianikirche geschafft, wo sich nach obrigkeitlicher Anordnung jezt jeder setzen konnte, wo er Platz fand. Pastor Langrock mußte die kirchlichen Gerätschaften, Kelch, Leuchter u. a. in Gewahrsam nehmen. Die Orgel konnte man schwer los werden. Am 5. August schrieb der Präsekt an den Maire in Wolfshagen bei Kassel, man habe erfahren, daß die Gemeinde in Volkmarßen eine neue Orgel anschaffen wolle, und weise deshalb auf die Orgel in Hörter hin. Metternich bot sie dem Abt Behland und dem Maire Kahle in Holzminden an, erhielt aber die Antwort, daß man 1. kein Geld habe, und daß 2. ihre Orgel noch nicht so desolat sei, daß sofort eine neue angeschafft werden müsse. Da nach Metternichs Meinung der Abbruch der Kirche an den Verkauf der Orgel „accrochiere“, müsse man sie, wenn sie nicht binnen drei Wochen verkauft sei, auseinandernehmen und in eine besonders angefertigte Kiste legen. Im Westfälischen Moniteur in Kassel, im Amtsblatt des Leinedepartements in Göttingen wurde die mit 21 brauchbaren Registern versehene Orgel nochmals ausgebaut und fand am 21. September 1810 einen Käufer in dem Handelsmann Wolff Gans aus Hörter, der sie für 500 Taler erstand. Er hat das Verkaufsprotokoll mit einigen hebräischen Buchstaben unterzeichnet, als Zeuge diente ihm A. Hochfeld aus Hörter. Was aus der Orgel geworden, ist nicht bekannt.

Am 4. September waren auf dem Bureau der Unterpräsektur, dem jezigen Amtsgericht, die drei vom Kilianiturm heruntergeholtten Glocken verkauft, zentnerweise, ohne daß sie zerschlagen wurden. Die große kaufte Benedig Spanier aus Paderborn für 600 Tlr., die beiden kleinen der hiesige Bürger

Joel Meyer Blumenthal für 466 und 235 Th. Die Rechnungsführung für den Abbruch der Kirche und Neubau des Schulhauses übernahm der Regierungsrat Versen.

Was sagte nun die Gemeinde zum Abbruch ihres Gotteshauses? Gerade die Glieder dieser Gemeinde waren immer besonders eifrig auf die Wahrung ihrer wirklichen oder vermeintlichen Rechte bedacht gewesen. Sie hatten von 1788—1790 einen Prozeß gegen den Magistrat geführt, der den von der Minderheit gewählten Kand. Beissenhitz zum Pfarrer ernannt hatte, und ihn nach Einholung von Gutachten der theologischen und juristischen Fakultäten von Göttingen und Helmstedt gewonnen. Die Wahl wurde für ungültig erklärt. Die Mehrheit wählte den in Rühle an der Weser amtierenden Pastor J. A. Langrock, den letzten der 22 evangelischen Pfarrer an St. Petri. In oranischer Zeit waren Unruhen in der Gemeinde entstanden¹⁾ bei Einführung eines neuen Gesangbuches, die für den Pastor Geldstrafe und Amtsenthebung auf 8 Wochen, für 4 Bürger Freiheitsstrafen im Gefolge hatten. Der Pfarrer, der dem Trunke ergeben war, kümmerte sich in dieser schweren Zeit kaum um die Angelegenheiten seiner Gemeinde, die sich selbst helfen mußte. Im Namen der Gemeinde bat der Maire Wiederhold den Unterpräfekten, der Gemeinde alle drei, so schön harmonisierenden Glocken zu belassen, die Kirche in ihrer jetzigen äußeren Gestalt zu erhalten und im Innern für Schulzwecke einzurichten. Der Abbruch des Turmes und der Kirche werde mehr kosten als aus dem Material gelöst werden könne. Die Gemeinde wolle den Turm durch eine besondere Umlage wiederherstellen lassen. Metternich wies in seiner Antwort einfach auf das Kgl. Dekret hin, bei dem es sein Bewenden haben müsse.

Da wandte sich die Gemeinde mit einer Bittschrift direkt an den König Jerome und ließ sie ihm bei seiner Anwesenheit in Hannover am 15. August 1810 überreichen. In französischer Sprache wies sie darauf hin, daß kein Gottesdienst mehr in der Kirche gehalten werden dürfe. Der Turm sei zwar reparaturbedürftig, die Kirche selbst aber stehe auf einem so festen Fundament, daß der Turm sich noch Jahrhunderte hindurch halten

¹⁾ J. Zeitschr. für Kirchen-Gesch. Westf. 9, 40 ff..

könne. Der Abbruch der Kirche bedeute einen unerseßlichen Verlust für alle Einwohner der Stadt; denn die auf einem freien Platz gelegene Kirche sei das einzige Gebäude der Stadt, wohin im Falle eines Brandes das Eigentum aller Einwohner gebracht werden könne. Für die eigentlichen Gemeindeglieder sei es besonders schmerzlich, eine Kirche zu verlieren, worin sie seit ihrer Jugend durch die Lehren ihrer Religion erbaut seien. Auch das Privateigentum müsse leiden, wenn die bisherigen Besitzer ihre eigenen Plätze verlören. Einige angesehene Familien, namentlich die von Zielberg, hätten mit großen Kosten eigene Erbbegräbnisse herstellen lassen, die sie nun aufgeben müßten. Sie schloßen mit der Bitte ihnen die Kirche zu erhalten, *pour que nous puissions continuer y implorer la bénédiction du Seigneur pour la prospérité de notre bon roi. Sire, de Votre Majesté les très-humbles, très-soumis et très-fidèles sujets, bourgeois et habitants de Höxter.* Da die Überbringer der Bittschrift keinen sofortigen Bescheid mitbrachten, wandte sich die Gemeinde an den Minister des Innern um Empfehlung ihrer Bittschrift beim König. Aber auf Befehl des Ministers mußte der Maire der Gemeinde eröffnen, daß es beim Abbruch bleiben müsse.

Aber noch gaben die Bittsteller ihre Sache nicht preis, sondern versuchten es mit einem neuen Gesuch beim Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts, Befürwortung ihrer Bitte beim König zu erlangen. „Ewiger Dank wird bei uns und unsern Nachkommen nie erlöschen, und unser einziger Wunsch wird nur der sein, in dieser Kirche noch ferner den Allerhöchsten für das Wohl des Allerdurchlauchtigsten Hauses unseres allergnädigsten Königs ansehen zu können.“ Da Kirchen- und Schulwesen voneinander getrennt waren, verwies sie von Leist an den Minister des Innern, zu dessen Bereich der Kultus gehöre. Da sie seine Meinung zur Genüge kannten, mußten sie jede Hoffnung auf Erhaltung der Kirche aufgeben.

Die Kirche wurde zunächst vom Baukondukteur Romnitz ausgemessen. Leider sind uns die Maßangaben nicht mehr erhalten. Seit Anfang Dezember 1810 wurde an der Abnahme des Daches gearbeitet, die bis Weihnachten fertig sein sollte, damit unmittelbar nach Neujahr mit dem Abbruch der Mauern

begonnen werden konnte. Als letzte Gegenstände des Inventars wurden am 20. Dezember verkauft zwei Bilder, die vor dem Altar gewesen, die Kanzel und mehrere Heiligenbilder. Der Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts hatte unterdessen vom Minister den Auftrag erhalten, einen der Sache gewachsenen Mann zu bezeichnen, der in Gemeinschaft mit den beiden lutherischen Pfarrern (zum katholischen Pfarrer wurde erst am 10. Januar 1811 der bisherige „curé“ Crux in Neuenheerse ernannt) unter Berücksichtigung der lokalen Verhältnisse und der vorhandenen Mittel einen vollständigen Lehrplan entwerfen solle. Die Schule solle einen zweifachen Charakter als Bürger- und Lateinschule haben. Leist kennt keinen Würdigeren in der Nachbarschaft als den Gymnasialdirektor in Holzminden, den Abt Wehland. Den Titel Abt führte der jeweilige Direktor als Nachfolger des Vorstehers der Klosterschule zu Amelungsborn bis zur Franzosenzeit. Die Schule war 1760 nach Holzminden verlegt worden, weil Karl I. von Braunschweig meinte: „Eine hohe Schule der Wildddiebe konvenieret weder Uns noch Unseren in Gott ruhenden Ahnen.“

Der Abbruch der Kirche vollzog sich langsam und ruhig. Allwöchentlich stellte der Rechnungsführer Versen Einnahme und Ausgabe fest, wobei nur zu oft beide nicht in Einklang zu bringen waren, so daß Versen zu Vorschüssen aus eigener Tasche genötigt war. Die Erbbegräbnisse auf dem Petrikirchhof mußten aufgegeben werden, alle Vorstellungen dagegen hatten keinen Erfolg. Der Kirchhof wurde zum Schulfonds genommen und als Garten aptiert. Später, 1850, ist auf diesem Grund und Boden das bekannte Petristift errichtet worden. Ein eigener Friedhof für die Petrigemeinde war nicht mehr vorhanden. Der Präfekt hat sich aber, wie er am 28. März 1811 an Metternich schreibt, bei seiner letzten Anwesenheit in Hörter davon überzeugt, daß auf dem Nikolaikirchhof vor dem Klaus-tore Platz genug sei, um in den ersten zehn Jahren die Leichen aufzunehmen; nachher werde schon Rat geschafft werden. Tatsächlich ist der neue Kommunalfriedhof 1834 in Gebrauch genommen worden.

Schon vor der Beendigung des Abbruchs war voraus-zusehen, daß der Erlös zum Bau eines Schulhauses bei weitem

nicht ausreiche. Das Gebäude sollte enthalten 4 Wohnungen für verheiratete Lehrer, 6 Klassenzimmer und einen großen Saal für Schulprüfungen. Die Gesamteinnahme aus dem Abbruch betrug 2566, die Ausgabe 1763 Taler, so daß für den Schulbau nur die geringfügige Summe von 803 Taler übrig blieb.

Das ist das Ende der Petrikirche, die, im 13. Jahrhundert erbaut, fast sechs Jahrhunderte gestanden hat. An ihrer Stelle steht das damals begonnene, aber erst in preußischer Zeit beendete Schulhaus. Hochragende Säulen im Eingangstor, ein Stein an der linken Seite mit der Inschrift inceptum 1516, an der rechten mit consummatum 1721 sind die einzigen erkennbaren Zeichen früherer Herrlichkeit. Was die Inschriften bedeuten, ist nicht festzustellen.

Schon am 17. November 1810 hatte Metternich dem Präfecten den Verkauf der Marien- (Minoriten-) Kirche empfohlen, die gar nicht gebraucht werde, außer daß der Magister Heitmann, der ganz in der Nähe wohne, zuweilen Messe darin lese. (Heitmann war Mönch in dem 1804 aufgehobenen Minoritenkloster gewesen, später Kaplan und Lehrer an der Knabenschule. Sein Vermögen von etwa 2000 Rtlr. hat er 1848 der katholischen Gemeinde vermacht und ihr die Errichtung des Nikolaikrankenhauses dadurch ermöglicht.) Auch für die Zukunft habe die Kirche keinen Nutzen, da beide Religionsparteien geräumige Kirchen hätten. Weil kein Fonds zur Unterhaltung vorhanden sei, zerfalle die Kirche in sich selbst. Für solche Vorschläge war die Regierung stets zugänglich, fragte aber zuerst, ob die Kirche nach Aufhebung des Klosters durch die oranische Regierung der Stadt oder der Regierung zugefallen sei. Die Genehmigung des Fürstbischofs sei jedenfalls einzuholen. Dieser erklärte am 18. Dezember 1810 sein Einverständnis. Die Seelenzahl der Katholiken betrage wenig über tausend, für die eine Kirche genüge. Für den Staat, die Kirche und die Stadt sei es von großem Nutzen, das einkommende Geld für den Bau einer Knaben- und Mädchenschule zu verwenden.

Eine andere Frage sei es, ob die Kirche früher Pfarr- oder Klosterkirche gewesen sei. Nach der Ansicht des Fürstbischofs ist sie schon vor dem 30jährigen Kriege Pfarrkirche gewesen. In § 30 des Gnaden- und Segenrezesses vom 15. März

1674 des Fürstbischofs Christoph Bernhard von Galen stehe deutlich, daß die Kirche mit Kirchhof, Taufstein, Schulen, als sämtlich zu einer Pfarrkirche gehörenden Attributen versehen gewesen und in dieser Eigenschaft der katholischen Gemeinde zurückgegeben worden sei. Bürgermeister und Rat treten namens der protestantischen Gemeinde dem Bischof für die katholische Gemeinde alles dasjenige auf ewig ab, was ihnen an der Bräuerkirche mit dem Kirchhof und der alten ruinierten Schule vermöge des deutschen Friedensschlusses einigermaßen „kompetieren“ möge und zwar zur freien Disposition und freien Erziehung des katholischen Gottesdienstes, doch so, daß diejenigen Protestanten, die auf dem Bräuer- oder Nikolaikirchhof Begräbnisstätten haben, dieselben behalten.

In dem Regulativ zu diesem Abkommen äußert sich Christoph Bernhard dahin, daß die Kirche den Minoriten nur precarie (aus Gnaden) und usque ad revocationem eingeräumt sei. Er behielt sich und seinen Nachfolgern das Recht vor, entweder einen Pater des Klosters oder einen andern Geistlichen an dieser Kirche als Pfarrer anzustellen. Am Fronleichnamstage soll nach der Frühmesse die Nikolaikirche geschlossen und Pfarrgottesdienst in der Minoritenkirche gehalten werden. Schon im nächsten Jahre aber, 1675, trafen die Minoriten bauliche Veränderungen in Kirche und Schule. Als Christoph Bernhard durch den Prior von Zitzewitz hiervon erfuhr, ließ er durch den Notar Engelbert von Holstein dem Konvent mitteilen, daß dies ohne seine Erlaubnis nicht gestattet sei und befahl ihm, jährlich am 1. Januar schriftlich oder durch Deputierte um Verlängerung der Erlaubnis zur Benutzung der Kirche zu bitten. Abt Kaspar von Böselager machte am 2. Januar 1746 den Pater Guardian, der ihm den Neujahrswunsch überbrachte, darauf aufmerksam, daß ihm seit seiner Wahl 1737 diese Bitte nicht vorgelegt worden sei. Der Guardian erklärte, in ihren Akten stehe davon nichts, er sei aber bereit diese Bitte auszusprechen. Aus alle dem gehe hervor, daß die Kirche Pfarrkirche sei. Ob die katholische Gemeinde gefragt ist, wie sie sich zu dem beabsichtigten Kauf stelle, ist nicht festzustellen. Vermutlich war es gar nicht notwendig, denn nach Aufhebung des Klosters war die Kirche wieder der Stadt zugefallen. Darum mußten die Munizipalräte ihre Zu-

stimmung geben. Diese beschloßen gutachtlich das Schlaueste, was sie tun konnten, nämlich „der höheren Behörde die Anordnung und Benutzung der Marienkirche ohnverschreiblich anheim zu geben.“ Der Maire solle die Gebäude abschätzen, und öffentlich versteigern lassen. Das Schulhaus könne leicht zu einem Wohnhaus, die Kirche zu Scheune und Stallung aptiert werden. Nunmehr beantragte der Präsekt von Reimann beim Minister, die königliche Ermächtigung zum Verkauf der Kirche zu erwirken. Die Kirche, die der Stadt gehöre, gewähre nicht den geringsten Vorteil, so daß sie unbedenklich veräußert werden könne. Fürstbischof und Munizipalrat seien mit dieser Maßregel einverstanden.

Am 6. Juni 1812 erging folgendes Dekret:

1. Die Gemeinde Hörter wird ermächtigt, meistbietend die Marienkirche und das dazu gehörige Schulgebäude zu versteigern.
2. Der Verkaufspreis wird verwandt zum Bau des neuen Hauses, das für die Kommunalchule bestimmt ist. Über einen etwaigen Überschuß wird später verfügt.
3. Unser Minister des Innern wird mit der Ausführung dieses Dekrets beauftragt.

Gegeben auf unserm königlichen Schloß Napoleonshöhe am 6. Juni 1812, in Abwesenheit¹⁾ und auf Befehl des Königs gez. Katharina.

Schon vorher war die Kirche ausgemessen und abgeschätzt worden. Das Gutachten des Distriktsbaumeisters lautete: Die Kirche ist ein massives, nahe am ehemaligen Kloster unweit der Stadtmauer gelegenes Gebäude. Das Schiff der Kirche ist mit Einschluß des Chors 132 Fuß lang, 39 Fuß hoch, das Chor ist 31, das Schiff mit Einschluß des Anbaus 59 Fuß breit. Der Anbau ist durch ein Pultdach mit dem Dach der Kirche verbunden. Die vordere Mauer dieses Anbaus ist 26 Fuß hoch, die gesamten Mauern sind im Durchschnitt 3 $\frac{1}{2}$ Fuß dick. Das Schiff der Kirche und das Chor sind mit einem Kreuzgewölbe von Backsteinen überwölbt. Auf der Mitte des mit Sollinger Platten bedeckten Daches steht ein kleiner Turm,

¹⁾ Der König befand sich im Gefolge Napoleons bei Aufstellung der großen Armee.

in dem zwei Glocken hängen. Östlich von der Kirche, nach der Stadtmauer zu, liegt die Marienschule, ein massives Haus, 51 Fuß lang, 45 breit, 16 hoch. Es enthält drei Stuben und einen Holzraum, von denen 2 bewohnbar sind. Der Gutachter berechnete aus dem Abbruch der Kirche und Verkauf ihrer Ausstattung und des Schulhauses einen Ertrag von rund 1200 Tlr. für die Schulkasse; tatsächlich sind über 1300 Tlr. herausgekommen.

Bevor es zum Verkauf kam, hatten die Schulinteressenten sich mit einer neuen Bittschrift an die Regierung gewandt. Das Schulwesen in Hörter liege im argen, schrieben sie am 20. Dezember 1811. Es fehle an einer zweckmäßigen Direktion; jeder Lehrer sei unabhängig und lehre, was er wolle. An eine Separation der Lehrlinge der Honoratioren, die zu höheren Wissenschaften bestimmt seien, werde gar nicht gedacht. Die lateinische Sprache als die Grundlage aller Wissenschaften werde nur oberflächlich behandelt, und am Unterricht in der französischen Sprache fehle es ganz. Unter diesen Umständen sehe mancher Familienvater, der unter der mit der Staatsveränderung verbundenen Versetzung gelitten habe und nicht imstande sei, seine Kinder auf andere Schulen zu schicken oder Hauslehrer zu halten, mit Wehmut auf seine Kinder herab, besonders auf die, welche an ihrem bisherigen Wohnort schon besseren Unterricht genossen haben. Von der Präfektur in Kassel sei die Erbauung eines neuen Schulhauses angeregt worden, das schon unter Dach und Fach gebracht sei. Abt Wehland in Holzminden und Pastor Sasse in Hörter seien mit der Aufstellung eines Lehrplanes beauftragt worden. Es gehe aber das Gerücht, daß sie sich bei ihrem Plane auf eine Bürgerschule beschränken wollten, von der die Staatsdiener gar keinen oder nur für kurze Zeit Nutzen haben können. Dafür sei der kostbare Neubau um so weniger nötig, als die Erfahrung lehre, daß alle Anstalten den gemeinen Bürger und Bauern zum Philosophen zu bilden, bis jetzt fruchtlos gewesen seien. Der Verdacht liege nahe, daß Wehland seiner Schule, die alle Eigenschaften einer Vorbereitungsanstalt für höhere Wissenschaften habe, einen Zuwachs von hier anschaffen wolle. Deshalb werde besser die Schule von Holzminden nach Hörter verlegt. Erstere Stadt lebe vom Handel und Ackerbau, sei von allen Behörden entblößt; dem Nahrungsstande der Stadt

geschehe durch Verlegung der Schule kein Abbruch; für die Staatsdiener in Hörter aber sei es eine große Wohlthat, die für Schätze und Reichtum Ersatz leisten und die Väter bis zum Grabe beruhigen könne.

Das Gerücht über den Schulplan stellte sich bald als falsch heraus. Er war schon eingereicht worden, mußte aber auf Anordnung des Präfecten noch einmal umgearbeitet werden.

Bei dem öffentlichen Versteigerungstermin hatte der Handelsmann Salomon Katzenstein 599 Th. geboten. Schon wollte der Leiter des Verkaufes, Aktuar Heeren, den Zuschlag erteilen, da bot Major von Zielberg 600 Taler und erhielt dafür nichts als das nackte Gebäude; alles andere wurde einzeln versteigert.

Zum Glück wurde die Kirche nicht abgebrochen; sie ging später in den Besitz der Familie Klingemann über und am 29. Januar 1850 für 800 Taler in den der evangelischen Gemeinde über. 1882 während der Wiederherstellung der Kilianskirche hielt die Gemeinde ihren Gottesdienst darin ab; seitdem ist sie Lagerschuppen. In den letzten Jahren ist wiederholt davon die Rede gewesen, sie unter Mitwirkung von Staat, Provinz und Gemeinde auszubauen, doch sind die Verhandlungen durch den Krieg unterbrochen worden.

Das so erhaltene Geld war bald wieder verbaut. Am 4. September 1812 war der König, der aus dem russischen Feldzug nach Hause geschickt war, auf einer Fahrt von Karlsruhen nach Corvey in Hörter und empfing auf seinem Staatsschiff an den Trümmern der Weserbrücke eine Abordnung der Stadt, die um weitere Mittel für den Schulbau bat. Die Stadt könne nicht mehr leisten, da sie durch die Reduktion der Staatsobligationen sehr geschädigt werde. Der König beschied sie, sich zu gegebener Zeit an die Regierung zu wenden. Neue Hoffnung schöpften die Interessenten, als am 15. Juli 1813 die Universität Halle aufgehoben worden war. Ihre Mittel sollten für andere Universitäten, Lyzeen und öffentliche Schulen verwandt werden. Schon am 28. Juli bat die Stadt den Minister um einige Einkünfte der soeben aufgehobenen Universität Halle. Auf der Bittschrift befindet sich folgender Vermerk des Ministers: *Renvoyé à M. le conseiller d'Etat, directeur général de l'instruction publique, pour en faire rapport à Sa Majesté!* Cassel, le

9 août 1813. Auf seine Erkundigung erfuhr Leist, daß noch 2500 Taler ohne die innere Einrichtung fehlten. Es kam das Ende der Franzosenzeit. Die königlich Preußische Regierungskommission in Paderborn verfügte den Verkauf des Pfarr-, Pfarrwitwen- und Küsterhauses, der Ländereien der Petrikirche, und 1817 war die neue Simultanschule, aber nur Volksschule fertig. Der Rektor, der Dienstwohnung in der Schule hatte, war gleichzeitig Hilfsgeistlicher an der Kilianikirche. 1846 wurde die Schule konfessionell wieder getrennt; mit beiden Schulen war eine sog. Selektta verbunden, die für die Tertia eines Gymnasiums vorbereitete. Aus der evangelischen Selektta ist 1867 das Gymnasium hervorgegangen, nachdem 1850 für das 1851 in Gütersloh gegründete auch Hörter in Betracht gekommen war. 1879 ist mit dem Gymnasium das evangelische Alumnat verbunden worden. Es ist noch übrig einen kurzen Blick auf die Geschichte der beiden vereinigten Gemeinden zu werfen. Die Einteilung blieb bestehen, wie sie war, und hat sich bis heute erhalten. Der eine Pfarrer predigte abwechselnd im Hauptgottesdienste, der andere früh und nachmittags. Die Hauptlast lag auf Sasse's Schultern, da Langrock infolge seiner Neigung zum Trunk meist arbeitsunfähig war. Da alle Verwarnungen nichts halfen, wurden ihm am 23. Juli 1812 alle Amtsgeschäfte untersagt und von seinem Gehalt von 328 Tlr. nur 200 belassen. Am 22. August 1813 starb er und hinterließ eine Witwe mit 6 unmündigen Kindern in der größten Not. Für ihn war schon früher der Rektor der Bürgerschule, Wiederhold, der in Kinteln und Helmstädt studiert hatte und seit 1796 im Amte war, als Hilfsprediger eingetreten. Am 21. Mai 1814 schlug Metternich der Regierungskommission in Paderborn vor, aus den Einkünften der Petriparre Sasse's Gehalt um 200 Taler zu erhöhen, der Witwe Langrock 25 Taler, 60 Taler dem Rektor für Versehung der Hilfspredigerstelle zu geben, den Rest dem Schulfonds zuzuweisen zur Aufbesserung der Gehälter. Die Ordination könne erfolgen durch die Pfarrer Sasse, und die beiden anderen evangelischen Geistlichen des früheren Fürstentums Corvey Schnorr in Amelungen und Schmidt in Bruchhausen. Der Zivilgouverneur ist mit der Verwendung der Gelder einverstanden, überweist aber den Rektor dem Konsistorialrat und Superintendenten

des Fürstentums Minden, Brökelmann in Petershagen, zur Prüfung und Ordination. Dessen darüber erstatteter Bericht vom 19. Juli 1814 möge im Wortlaut folgen als Dokument für theologische Prüfungen jener Zeit.

Petershagen den 19. Juli 1814. Aus der Anlage wollen Sie ersehen, in welcher Art ich dem mir unter dem 21. v. M. von Ihnen erteilten geehrten Auftrage ein Genüge geleistet habe und wie der zum Gehülfsprediger in Hörter designierte Herr Rektor Wiederhold in dem mit ihm angestellten Examen bestanden ist. Er besitzt freilich nicht alle die gelehrten Kenntnisse und äußeren Gaben, die man in unseren Zeiten, besonders bei Predigern in Städten zu wünschen Ursache hat, allein seine Kenntnisse und Gaben sind doch von der Beschaffenheit, daß ich ihn nach der Instruktion für die Consistoria über die theologischen Prüfungen d. d. 12. Februar 1799 nicht abweisen konnte. Da ihm übrigens ein achtungswürdiger Sinn für Moralität und Religion, viel Eifer für Erfüllung der ihm obliegenden Pflichten und ein lebhaftes Gefühl dessen, was ihm noch fehlt, eigen zu sein scheint, da er als Gehülfsprediger in Hörter vorerst in der Regel nicht mehr als alle drei Wochen einmal zu predigen hat und da sich bei der dafür bestimmten geringen Belohnung wohl schwerlich dazu ein Mann von größeren Vorzügen geneigt finden möchte, so habe ich ihn um so mehr ohne Bedenken nach dem Examen auch ordiniert und glaube, daß nunmehr seine förmliche Anstellung verfügt werden kann.

18. Juli 1814. Nachdem sich der Herr Rektor Karl Heinrich Wilhelm Wiederhold zu Hörter der an ihn erlassenen Aufforderung gemäß am 9. d. M. zum Examen pro ministerio hier eingefunden hatte, so wurde das Examen ganz nach dem Inhalt der Instruktion vom 12. Februar 1799 mit ihm vorgenommen. Er hielt eine Probekatechisation, eine Probepredigt, arbeitete 3 theologische Aufsätzchen über ihm angegebene Themata aus und wurde am 13. d. Mts. mündlich zugleich mit dem zum hiesigen zweiten Seminaristenlehrer designierten Herrn Rektor Ebmeyer examiniert. Die Geschicklichkeit, die er dabei bewiesen hat, ergibt sich des näheren aus folgenden Urteilen und Bemerkungen.

1. Deutsche Sprache. Er weiß sich darin richtig, bestimmt und faßlich auszudrücken. Seine Ausdrücke und Wen-

dungen sind, wenn sie auch von keinem hohen Grade der Bildung zeugen, für Kanzelvorträge und Katechisationen ganz angemessen.

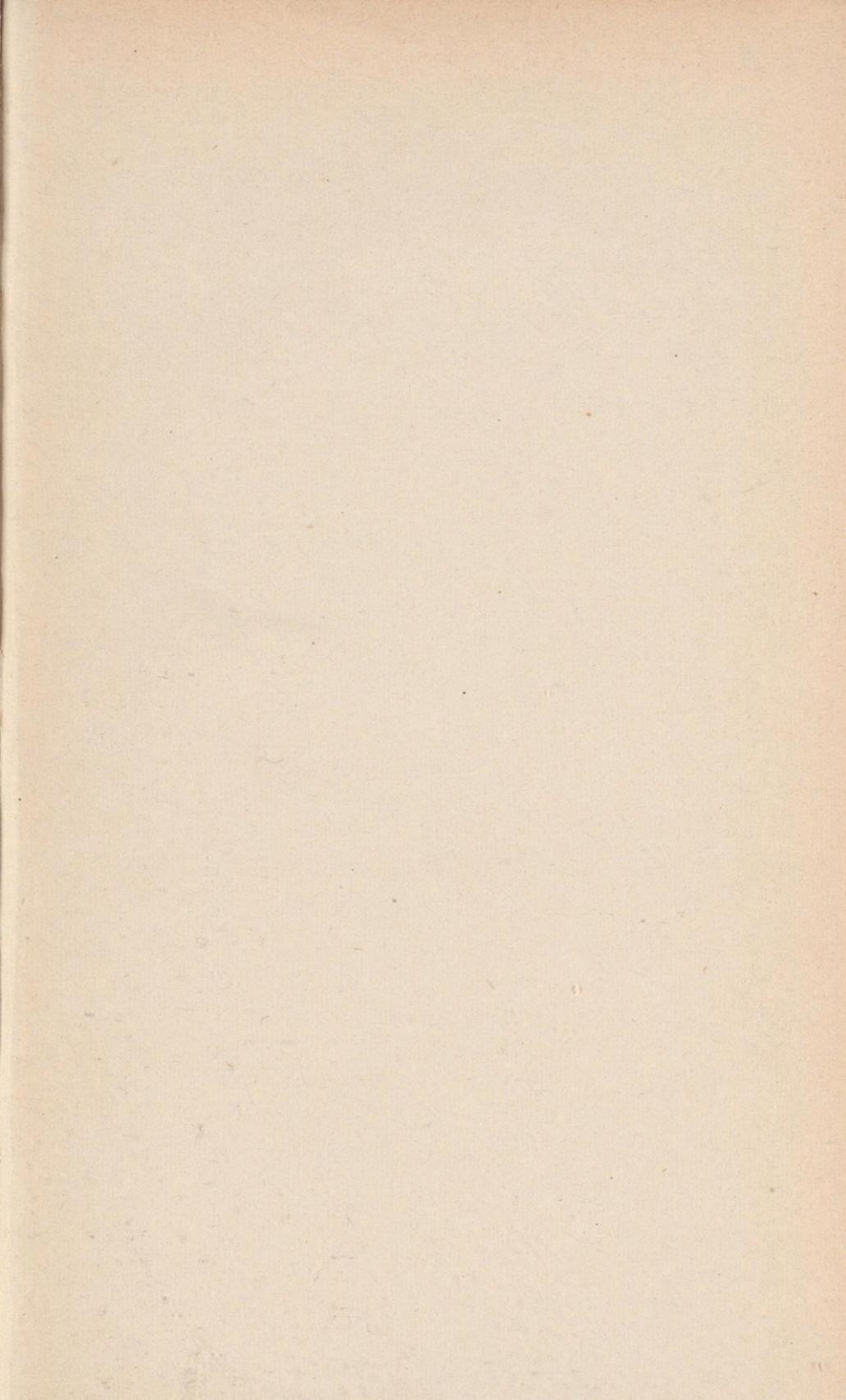
2. Lateinische Sprache. Im Sprechen ist er nicht geübt, auch schreibt er sie nicht ganz fehlerfrei, jedoch kann er ein darin geschriebenes theologisches Buch mit Nutzen lesen. Er entschuldigt sich damit, daß er 18 Jahre Rektor einer bloßen Bürgerschule gewesen sei und, um sein nötiges Einkommen zu haben, täglich 9 Stunden habe unterrichten müssen. Er versprach sich künftig, wenn er erst als Gehülfsprediger weniger Privatunterricht zu geben brauche, mehr auf die lateinische Sprache zu legen.
3. Bekanntschaft mit dem Hebräischen. Noch sehr mangelhaft, kaum die allerersten Elemente umfassend. Auch in dieser Hinsicht will er das Versäumte möglichst nachzuholen versuchen.
4. Bekanntschaft mit dem Urtexte des N. T. Damit konnte man wohl zufrieden sein. Er hat es wenigstens darin so weit gebracht, daß er sich selbst weiter forthelfen kann.
5. Glaubens- und Sittenlehre. Befriedigend, wie wohl mehr mit dem praktischen, als mit dem eigentlich gelehrten Teile derselben bekannt.
6. Geschichte der Dogmen und Kirchengeschichte. Die wichtigsten Begebenheiten sind ihm nicht unbekannt.
7. Philosophie. Nicht sehr ausgebreitet und tief eindringend. Indessen hat er sich die Regeln der Logik dergestalt zu eigen gemacht, daß er richtig denkt und schließt und die Wahrheiten, die er vortragen will, in einer guten Ordnung zu entwickeln und darzustellen weiß.
8. Theologische Literatur. Er kennt die vorzüglichsten Schriften, woraus er seine Kenntnisse erweitern kann.
9. Fertigkeit im Katechisieren. Daran fehlt es ihm nicht. Man hört ihm bald an, daß er im Katechisieren viel Übung gehabt hat. Was man etwa besonders tadeln könnte, wäre das, daß seine Fragen zuweilen zu leicht und zu wenig zum Nachdenken erweckend sind.
10. Abfassung und Vortrag der Predigt. Seine Probepredigt war dem Text angemessen, richtig memoriert, ziemlich gut

angeordnet und so populär abgefaßt, wie es bei einer vermischten Versammlung notwendig ist. Vorzüglich kann man sie nicht nennen, so wenig was die Gedanken als die Einkleidung betrifft. Seine Stimme und die Modulation derselben ist nicht unangenehm. In seiner Aktion liegt noch zu viel Steifes und Einförmiges, womit es sich aber bei sorgfältiger Aufmerksamkeit nach und nach ohne Zweifel geben wird.

11. Einsicht des Praktischen in den theologischen Wissenschaften. Von dieser Seite verdient er am meisten Lob.
12. Erinnerungen, welche ihm gegeben worden sind. Diese waren den vorstehenden Urteilen genau angepaßt. Man hat ihn sehr dringend ermuntert, künftig mit dem regsten Eifer an der Begründung und Erweiterung seiner theologischen Kenntnisse zu arbeiten, sich zu dem Ende eine dazu erforderliche größere Bekanntschaft mit den alten Sprachen zu erwerben und vor allen Dingen, besonders im Anfang, darauf Bedacht zu nehmen, wie er seinen Predigerarbeiten den möglichsten Grad der Vollkommenheit geben könne, wobei es ihm nach und nach immer leichter werden würde, das gehörig zu leisten, was ihm zu leisten obliege.
13. Allgemeines Urtheil. Daß er wenigstens mit dem Prädikat „mittelmäßig“ zu der ihm zugedachten Stelle eines Gehülfspredigers für tüchtig zu erklären sei.

Die Leiden des „schwergelprüften“ Mannes hatten ein Ende; er erhielt die Hülfspredigerstelle. Mit dem Rektorgehalt betrug sein Einkommen 260 Taler. Als 1826 Pastor Sasse als Konsistorial- und Schulrat nach Minden berufen wurde, erhielt Wiederhold die erste Stelle, ohne daß diese ausgeschrieben war.

№. 1248



8. OKL. 1975

3. 03. 02

1.50